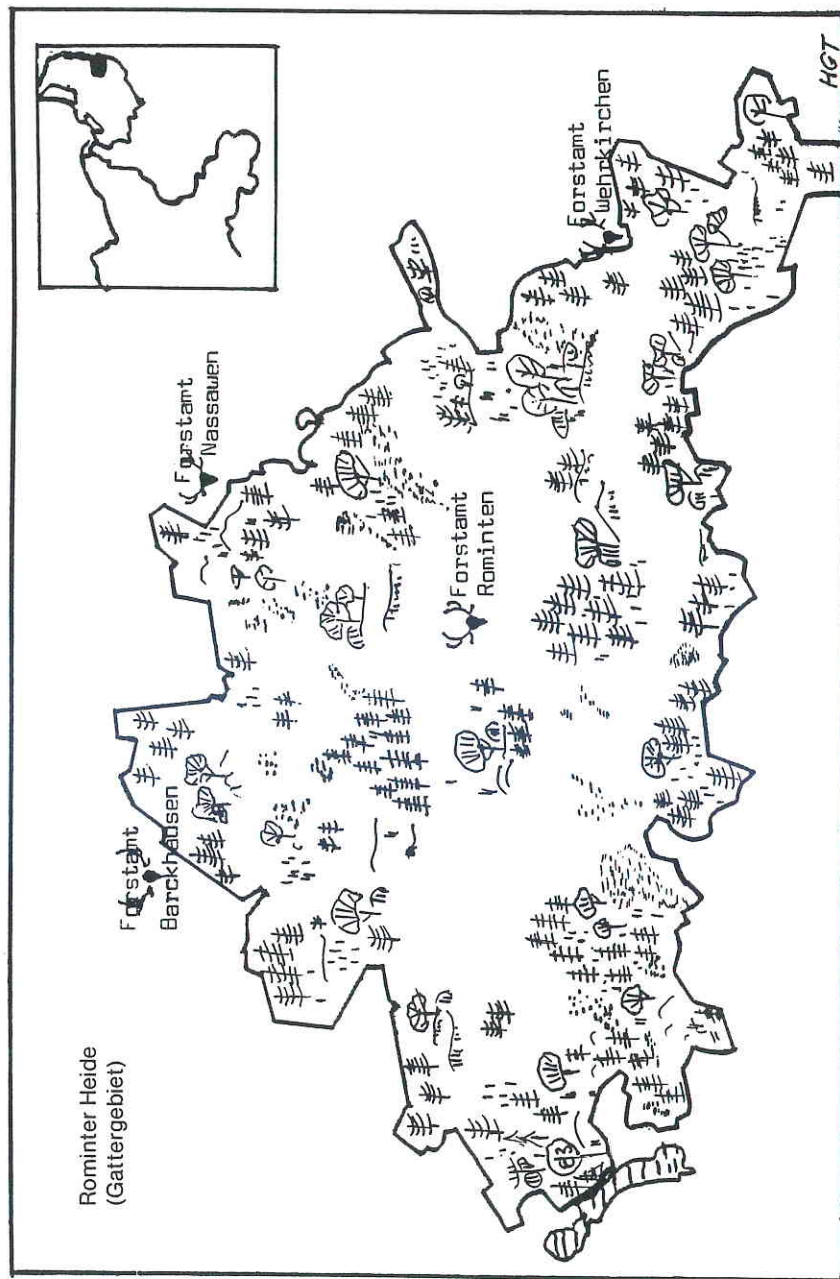




ROMINTEN



HANS-GEORG TAUTORAT



ROMINTEN

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur

Geänderter Nachdruck 1983

INHALT

	Seite
Walter Frevert / Rominten	5
Wo die Rominte fließt – Im grünen Herzen Ostpreußens	6
Auf der Wildbahn im Lande der Hirsche	10
Ausflug in die Forst- und Jagdgeschichte	20
In memoriam Walter Frevert	24
Wissenswertes über den „Rominter“	26
Architektur und Kunst	31
Heinke Frevert / Feisthirsche... leise!	35
Heitere Seiten des Waidwerks	38
Oberforstamt Rominter Heide	40
Die Brüder Skowronnek – Kündler ihrer Heimat	41
Ein Eisenbahner berichtet	42
Ostpreußisches Jagdmuseum – Einzigartige Sammlung ostpreußischen Kulturgutes	44
 Anhang	
Literaturverzeichnis	46
Bildnachweis	46

ROMINTEN

- Rominten – das sind wogende Fichten- und Kiefernwälder;
 Rominten – das sind erlenumsäumte, einsame, grünleuchtende Wiesen;
 Rominten – das sind stille Waldseen mit Hecht und Schleie, mit Aal und Krebsen;
 Rominten – das sind murmelnde Wasser, die im Mondlicht gleißen;
 Rominten – das sind stille Brüche mit Porst und Rauschebeere;
 Rominten – das ist Stille und Ferne vom Hasten der Zivilisation;
 Rominten – das ist das Schreien des Hochgeweihten und seiner Minnezeit;
 Rominten – das ist das Trompeten der Kraniche, das Puitzen und Quorren der Schnepfe, das Klingeln der Wildenten, das Meckern der Bekassinen;
 Rominten – das ist blauender Herbsthimmel mit goldenen Birken und Aspen und feinen weißen Spinnwebefäden;
 Rominten – das ist tief verschneiter Forst mit den vor Kälte knackenden Bäumen, mit dem Rufen der Wodanvögel;
 Rominten – das ist heulender Sturm mit stiemendem Schnee und dem Dampfen der Pferde und dem Geläut der Schlitten;
 Rominten – das ist Büchsenknall und Hörnerschall;
 Rominten – das ist das einzige Paradies, welches uns geblieben ist ...
 Rominten – das Paradies der Erinnerung ...

Walter Frevert

Es ist kein Traum, sondern bittere Wirklichkeit – noch heute, 35 Jahre nach der gewaltsamen und völkerrechtswidrigen Inbesitznahme Ostpreußens durch die UdSSR und die Volksrepublik Polen schneidet eine waffenstarrende Grenze die Rominter Heide in zwei Hälften. Das eigentliche Rominten liegt nördlich des primitiven Bauwerks aus Stacheldraht, in dem Teil Ostpreußens, der unter sowjetischer Verwaltung steht. Dieses Naturparadies, von dem hier die Rede sein soll, ist uns nicht zugänglich. Wir werden uns aber mit diesem Zustand nicht abfinden, sondern unter Hinweis auf die Völkerrechtsnormen und die von der Völkerrechtsgemeinschaft zum Prinzip erhobenen Menschenrechte alles, was an friedlichen Mitteln zu Gebote steht, anwenden, um ihn zu ändern.

Wo die Rominte fließt – Im grünen Herzen Ostpreußens

Ostpreußen gehört zu den bezauberndsten Gebieten Europas. Ein Naturparadies von einmaliger Schönheit war die zwischen dem Goldaper und dem Wystiter See sich erstreckende Rominter Heide. Sie war keine Heidelandschaft, sondern wie die Borker Heide und die Johannisburger Heide ein ausgedehntes Waldgebiet. Wegen des ursprünglichen Charakters und des ausgezeichneten Wildbestandes war dieses Naturschutzgebiet nicht nur ein bevorzugtes Revier für die Jünger Huberti, sondern es übte auch auf Sommergäste und Wanderer eine besondere Anziehungskraft aus. Es gab kein besseres Refugium für naturverbundene Menschen. Wer diese Landschaft voller Faszination erlebt hat, dem hat sie sich unauslöschlich eingeprägt. Auch in mir weckt sie schöne Erinnerungen. Bei dem Wort Rominten fühle ich mich zurückversetzt in eine Stimmung, die in der Hektik unserer Tage verlorengegangen ist.

Die Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen in der Natur Ostpreußens war es, die mich in jungen Jahren ausziehen ließ, die grüne Welt zu erobern. Ich bin eingetaucht in ihre magischen, geheimsten Winkel. Ich habe mit Förstern, Jägern, Waldarbeitern und Bauern Freundschaft geschlossen, habe sie mit Fragen gelöchert und interessiert den Schilderungen ihrer Erlebnisse gelauscht. Die erlebten Höhepunkte aus dieser Zeit drängen sich auch heute noch immer wieder vor, wenn sie durch einen aktuellen Anlaß – ein Ereignis, eine Stimme, ein Gesicht oder eine Melodie – angerührt werden. In einer freudigen geistigen und musischen Bewegtheit wird das Erleben stark akzentuiert, denke ich an die Stunden voll Beschaulichkeit und Zufriedenheit, wie sie einem nicht sehr oft im Leben geschenkt werden. Wie in einem Kristall, darin sich das Sonnenlicht bricht, so farbensprühend sehe ich dann die heimatliche Landschaft vor mir. In diesen Augenblicken halte ich Zwiesprache mit meinen lieben Wäldern, träume von den einsamen Revieren und streife in diesen Träumen durch alle versteckten Winkel, in denen ich einst – wenn auch nur für kurze Zeit – die Geheimnisse der Natur und die Freuden der Jagd erleben durfte.

Ich sehe den vom Hochwald umrahmten Brunftplatz im wallenden Bodennebel, höre aus dem hohen Holz und den Dickungen, abgestuft in verschiedenen Modulationen das Röhren der Hirsche. Da ertönt der gewaltige Schrei des Platzhirsches. In seinen ehernen Baß mischen sich die helleren, blechern Stimmen der jüngeren Beihirsche. Schließlich vernehme ich den langanhaltenden, herausfordernden Kampfruf eines Rivalen, der den Beherrscher des Rudels verdrängen will und ihn zornentbrannt zum Kampf auffordert – ein uriges Festival der Liebe.

Dem besonderen Zauber des Schnepfenstrichs im Frühjahr, den roten Böcken im Sommer und dem Auftakt der Herbstjagden „Hurra, die Enten!“ gilt meine Erinnerung. Ich folge mit geschärften Sinnen der Fährte von Schwarzwild, sehe eine Rotte Sauen auf grünem Gestell im Gebräch stehen, vernehme das helle Kreischen eines Frischlings und das wütende Blasen der Bache. Das Herz schlägt schneller bei dem Gedanken an die Suchjagden auf Hühner und die Treibjagden „Hoas up, Hoas up!“ an herrlichen windstillen Wintertagen.

Und da sind die spannungsgeladenen Momente mit dem vierbeinigen Gefährten. Unvergessen die Harmonie seiner Bewegungen auf der Pirsch: die gestreckte Linie des

Körpers im Vorstürmen, das ruckartige Verhalten mit hoher Nase, das Herumwerfen, Nachziehen und Vorstehen, die treuen Augen beim Abliebeln nach großer Leistung – das einzigartige Spiel der Lippen.

Ich gedenke aber auch der Menschen, die in den Walddörfern der großen und stillen Rominter Heide lebten: des Schneidemühlenbesitzers, der auf Holzeinkauf ausging, des Jägers und Hegers, der Frauen und Kinder, die nach Beeren und Pilzen unterwegs waren, der Waldarbeiter, die Tag um Tag, Sommer und Winter darin ihr Brot verdienten, der Fischer, die die silberglänzende Beute ihrer Netze zu den Märkten in der Stadt schafften sowie der zahlreichen Forstbeamten mit ihren Familien. Sie alle werden sich bei der Lektüre dieser Schrift sicher einer Stunde der Besinnung, der Erinnerung hingeben, der Erinnerung an ein Paradies, nicht des biblischen, wohl aber eines irdischen, von dessen Schönheit sie nicht viel sprachen, weil es ihnen von Kindesbeinen an vertraut war, das sie aber mit keinem anderen hätten tauschen wollen.

Sie war eine Oase der Ruhe, die Rominter Heide, die ihre Reize in verschwenderischer Fülle darbot. Die Gesamtfläche dieses Naturparadieses betrug rund 25 000 ha, davon waren rund 24 000 ha eingegattert. Die Wiesenfläche umfaßte 1000 ha. Geographisch kann die Rominter Heide noch zum nordöstlichen Ostpreußen gerechnet werden. Der größte Teil der Waldfläche gehörte zum Kreis Goldap.

Die Rominter Heide steht auf diluvialen Boden. Die Beschaffenheit wechselt zwischen dem vorherrschenden lehmigen Sand, unter dem Lehm steht, und ärmeren Sanden. Auch sind häufig Kies- und Geröllablagerungen anzutreffen. Im Forstamt Rominten war auch strenger Lehmboden zu verzeichnen. In Senken fanden sich Moorbildungen, die in der alluvialen Zeit entstanden sind. Die Oberflächengestaltung ist hügelig. Sie weist die typischen Merkmale einer Endmoränenlandschaft auf. Zu den höchsten Erhebungen sind zu zählen: Pellkauer Schloßberg (196 m), Bernsteinberg (260 m), Sonnenberg (213 m), Königshöhe (319 m).

Südöstlich des Jagdhauses Rominten entsteht durch den Zusammenfluß des Blinde Fließes und des Schenkenbaches die Rominte, deren anmutige Uferpartien hervorzuheben sind. Sprudelnd wie ein Bergbach durchfließt sie die Wälder in nordwestlicher Richtung und ist bis zu ihrer Einmündung in die Pissa bei Gumbinnen 55 km lang. Ihre Wasser umspülen hier und da gewaltige Findlinge. In vielgewundenem Lauf durchteilen die Fluten tiefe Schluchten, sanft ansteigende Hügel, gleiten vorbei an Erlen- und Birkenwäldchen, aber auch an alten Fichten- und Kiefernbeständen auf hohen Flußufern und durchfließen, vielfach eingefaßt von lichtem Buschwerk, in niedrig gelegenen Gelände den „schönsten Wiesengrund“.

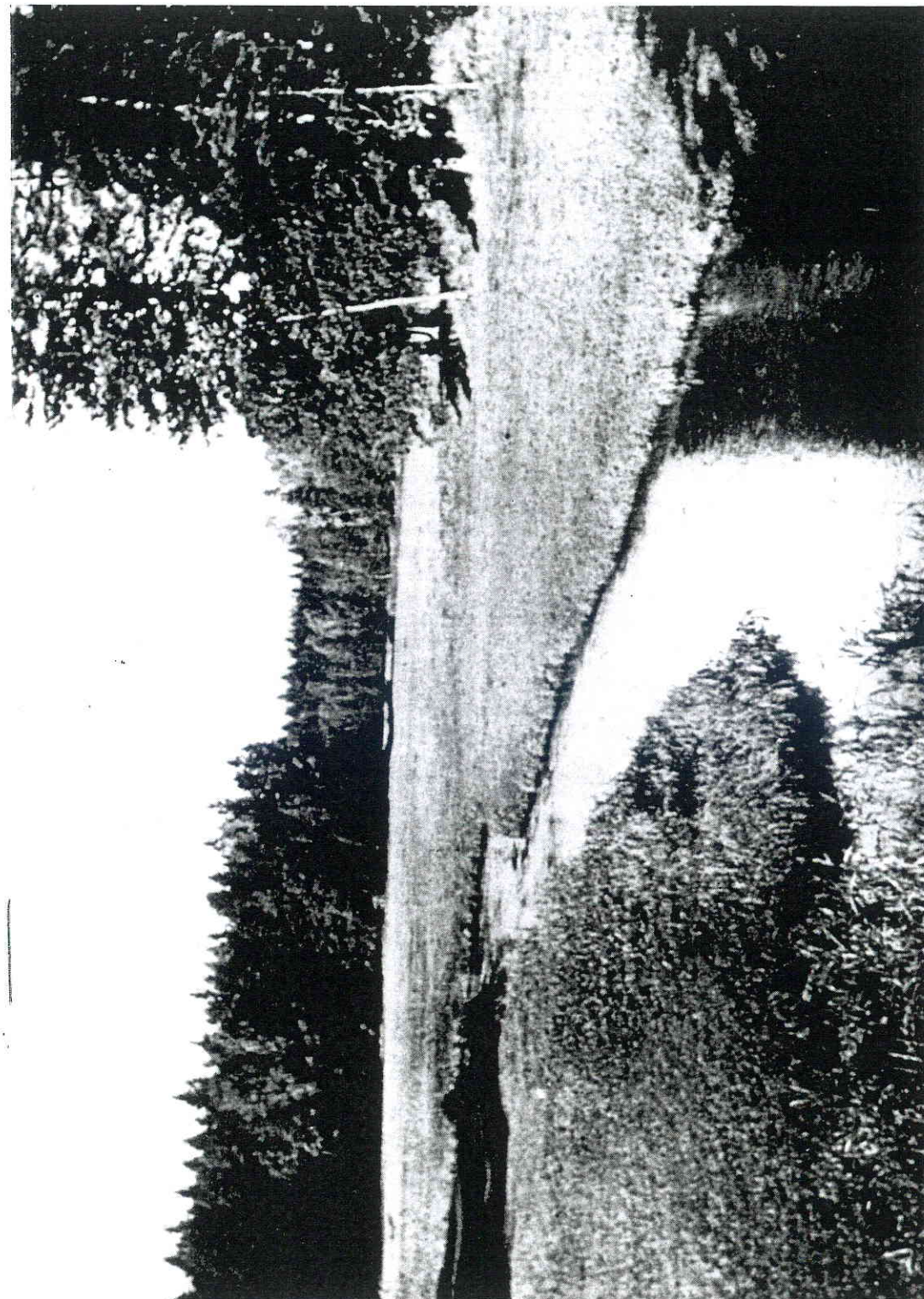
Über den bereits erwähnten Goldaper See und den Wystiter See hinaus seien noch die im Gebiet der Rominter Heide liegenden stillen Waldseen genannt, der Hirschthaler See und der Marinowo-See. Am südlichen Waldessaum lagen der Scharner See, der Loier See und der Zollsee.

Die Holzarten und Mischungsverhältnisse der Rominter Heide wechselten je nach Standortgüte. Durch menschlichen Eingriff war der ehemalige Mischwald (vorwiegend Eiche) in einen fast reinen Nadelwald (vorwiegend Kiefer) verwandelt worden. Dort, wo die Vernässung zunahm oder wo es noch mit Tümpeln durchsetzte Sümpfe und Flachmoore gab, wuchsen Erlen.

Eine Wanderung durch diesen wunderbaren Haushalt der Natur wurde unter den verschieden stark lichtdurchfluteten Wipfeldächern immer wieder zu einem Erlebnis besonderer Art. Kein Wunder, daß sich in diesen Gefilden eine vielartige Tierwelt ungestört wohlfühlte. In diesen großen und zusammenhängenden Revieren trugen die Hirsche als Folge der vorgefundenen reichen Naturräsung meist starke Geweihe. Sie waren sehr heimliche Waldbewohner, die an ihrem Aufenthaltsort und Wechsel zäh festhielten. In verwachsenem Bruchgelände, in den „wilden Jagen“, in Dickungen und Waldblößen fanden sie eine von der Natur gesetzte Ordnung, die ihren Lebensbedingungen entsprach. Die bekanntesten und volkstümlichsten Tiere waren auch hier, wie in anderen ostpreußischen Landschaftsteilen, die Rehe. Auf Waldwiesen, in lichten Laubwaldungen, in Jungwuchs und Gesträuch fand dieses scheue Wild die Vorbedingung für das Lieblingsrevier. Es wechselte gern seinen Standort und stellte sich vornehmlich dort ein, wo Himbeer- und Brombeergestrüpp, junge Triebe von Nadel- und Laubhölzern, Gras und Klee ihm einen gedeckten Tisch boten. Auch die plumpe Gestalt des Schwarzkittels, einst Stammvater unseres Hausschweines, war in sumpfigen Gegenden, im dichten Unterwuchs und auf grünen Gestellen ein vertrauter Anblick. Seit 1938 standen Auerochsen in diesem Wildreservat. Fuchs, Dachs, Iltis, Hase, Schnepfe und Ente trugen dazu bei, des Jägers Herz in der Rominter Heide höher schlagen zu lassen.



In der Rominter Heide



Auf der Wildbahn im Lande der Hirsche

Mit großer Freude hielt der Forstaspirant in einer ostpreußischen Kleinstadt das behördliche Schreiben in der Hand, das nicht nur die Nachricht vom Bestehen der Aufnahmeprüfung beim Landesforstamt enthielt, sondern ihn zugleich der Revierförsterei H. zur Ausbildung dienstlich zuordnete. Der junge Mann, nennen wir ihn Hannus, gehörte zu der Generation, die noch während des zweiten Weltkrieges ihre Forstausbildung absolvierte. Er betrachtete es als eine Auszeichnung, im Bereich des Oberforstamtes Rominter Heide auf den Beruf vorbereitet zu werden. Wie viele andere mußte leider auch er nach dem Kriege seinen Traum vom Forstmann begraben.

Der lang aufgeschossene Milchbart mit schmalen Schultern, den schlaksigen Bewegungen, dem der grüne Hut – mit Stolz getragen – allzu groß über dem schmalen Jungengesicht schwebte, lernte zunächst bei Durchforstungsarbeiten mit Axt, Bügelsäge und Keilen umzugehen. Der „Knochenmühle“ des Holzhauens schlossen sich die leichteren Kulturarbeiten an. Hier wurde er im Pflanzen von Laub- und Nadelhölzern ausgebildet. Wegebau, Orientierungsmärsche an Hand der Revierkarte, Übungsschießen mit Langwaffe und Pistole, Beschäftigung mit dem Betriebswerk und weitere Arbeiten in Wald, Haus und Hof folgten.

Nachdem die Kenntnisse in der praktischen Waldarbeit vermittelt, die waldbaulichen Fähigkeiten erworben und weitere Grundlagen für die Ausübung des Forstberufes gelegt worden waren, lernte Hannus auch die hohe Kunst des Waidwerks. Während seiner Elevenzeit mußte er dabei allerdings vorwiegend die Rolle des Zuschauers einnehmen. Zwar durfte er sich hier und da beim Bestätigen und Ansprechen der Hirsche betätigen, allein die enorme Stärke des Wildbrets der Hirsche und des Kahlwils der Rominter Heide machten zunächst jedoch nur beim Blick durch das Glas Eindruck auf ihn. Gleichwohl durchlebte er hier eine schöne Zeit. Mit behutsamer Hand gelang es dem Lehrprinzen, sein Interesse an der Natur und der Jagd zu fördern und ihn zu einem verantwortungsvollen Forst- und Waidmann zu erziehen.

Folgen wir ihm bei seiner dankbaren Rückschau und lassen wir uns einfangen von seinem Erleben, das durchflutet ist von Spannung und Erregung, von einem sensiblen Empfinden für die Natur und einer ergreifenden Liebe zu seiner ostpreußischen Heimat.

Winterliche Treibjagd

Der Höhepunkt der Gesellschaftsjagden wurde auch in der Rominter Heide mit den winterlichen Treibjagden erreicht. Welch eine Wirkung auf Sinne und Gemüt ging von einem solchen Jagdtag aus, wenn der Schnee die kahlen Äste und nadeligen Zweige eingehüllt hatte in seine glitzernde Last oder der Rauhref Märchenzauber über sie breitete, wenn in das tiefe weiße Schweigen, in dem Wald und Flur ruhten, hell das Horn erklang und nach Stunden der Neugier und Spannung, des Jagdglücks oder der Enttäuschung am Abend die Strecke verblasen wurde und das „Sau tot“ oder „Hasen tot“ feierlich verhallte.

Und was für eine ausgelassene Stimmung herrschte am Sammelplatz. Revierförster und deren Vorgesetzte, Herren der Kreisverwaltung, Landwirte, Freunde des Jagd-

herrn aus der Stadt, Haumeister und Waldarbeiter füllten den Hof mit der kräftigen Fröhlichkeit ihrer Männerstimmen. Beim Signal „Begrüßung“ horchte alles auf. Der Jagdherr gab bekannt, was geschossen wurde, teilte die Schützen ein und verteilte sie auf die inzwischen vorgefahrenen, mit Stroh ausgepolsterten Ackerschlitzen. Die Ermahnung der Jagdgäste erfolgte, vorsichtig mit dem Gewehr umzugehen und beim Abblasen unter allen Umständen sofort zu entladen. Nach dem „Waidmannsheil“ wurde noch schnell das „Zielwasser“ getrunken. Pfeifen wurden gestopft und Zigarren angezündet. Und wenn dann das Horn „Aufbruch“ zur Jagd verkündete, setzte sich die unter Dampf stehende Corona in Bewegung.

Es ist ein herrlicher, windstiller Wintertag. Zehn Grad unter Null zeigt das Thermometer, ein Wetter also, wie man es sich für eine Treibjagd wünscht. Die Jagd findet auf einer an das Gatter der Heide angrenzenden Feldmark statt. Diese Feldjagden waren vom Forstfiskus als Schutzjagden angepachtet worden. Der Schlitten hat den Förster und mich an unserem Stand an der offenen Seite eines Ackers, der von drei Seiten durch lichten Hochwald begrenzt wird, abgesetzt. Um uns herum läßt die Sonne das Wintermärchen in glitzernder Pracht aufleuchten. An dem Haselbusch neben mir hängen lange, weiße Bänder in tiefen Girlanden, es sind die bereiften Spinnfäden der Kreuzspinne, die irgendwo im Laub erfor. Wie die Filigranarbeit eines Goldschmiedes sieht die trockene Diestel aus, die auf ihrem zuckerbehangenen Stengel ein Krönlein aus Diamanten trägt. Und unter den silbrigen, hohen Stämmen liegt das große Schweigen, das träumt von dem nächsten Sommer, wo hier wieder das Jubilieren der hellen Tage sein wird.

Weich hallt das Horn zum Antreiben durch die frostklare Luft. Das Treiben wird angeblasen. „Hoas up“, „Hoas up“ klingt es zu uns herüber. Die Treiberkette setzt sich in Bewegung. Die Klappern lärmern. Eichelhäher streichen laut rätschend durch die Baumwipfel. Da wird plötzlich ein Hund laut, und schon erscheint ein starker Hase, der hochflüchtig auf uns zuhält. Hoch die Flinte. „Bautz!“ Im Knall rolliert er, und mein Chef hat seinen Hasen. Das Klappern und Rufen der Treiber schwillt an. Die Hasen, die Füchse, sie stellen kurz die Lauscher hoch, drücken sich fest an den Boden, werden gleich wieder hoch, erliegen der Panik. Immer mehr Schüsse fallen. Doch es sind verächtlich viel Fehlschüsse dabei, was nicht gerade als ein gutes Zeichen zu werten ist.

Nach und nach nimmt der Hasenschlitten die bisherige Strecke auf und bringt sie zum Sammelplatz.

Nach dem zweiten Treiben begeben wir uns zum Frühstück. Dabei bleiben wir im Revier. In einer Mulde, einen Steinwurf vom Rand des Bestandes, hat der Jagdherr ein Feuer machen lassen. Teils stehend, teils auf Baumstämmen sitzend, wird den belegten Stullen und dem Punsch – von der Ehefrau des Jagdherrn freundlich dargeboten – eifrig zugesprochen. Erholsam ist diese Ruhepause. Die Kräfte kehren wieder, das gut schmeckende Getränk verfehlt seine Wirkung nicht. Hitzige Debatten werden geführt, Erfahrungen ausgetauscht. Bravourstücke machen die Runde, nur die „kleinen Kümernisse“ werden verschwiegen – wer spricht auch schon gern über seine Patzer.

Und wieder erklingt das Signal „Aufbruch“. Weiter geht die Jagd. Gleich nach dem Antreiben flüchtet ein Sprung Rehe aus dem Treiben heraus, hinüber über den verschneiten Acker zum nächsten schützenden Waldstück. Zwei Hasen, die es den Rehen gleichtun wollen, haben Glück. Die zwei Schüsse unseres Nachbarn gehen fehl. Eine „prachtvolle“ Doublette, und es war nicht die erste, die an diesem Tag vorbeiging.

Die Sonne sinkt. Das letzte Treiben wird abgeblasen. Die Jagd ist zu Ende. Der Wildschlitten sammelt das Wild ein. Wir werden wieder auf die Ackerschlitten verfrachtet, und in schlankem Trab sausen die Schlitten auf der Waldstraße zum Gehöft in Sch. Hier wird die Strecke gelegt. In die erste Reihe kommen die Füchse, die Luntten nach oben gebogen. In der zweiten Reihe finden sich die Hasen. Hinter der Strecke haben die Bläser und Treiber Aufstellung genommen, die Hunde am linken Flügel, davor stehen die Schützen und der Jagdherr.

Inzwischen hat sich die Dämmerung über das Land gesenkt, nur ein schmaler heller Streifen steht noch am westlichen Himmel. Die Fackeln mit ihrem Licht- und Schattenspiel geben der ganzen Szenerie ein feierliches Gepräge. Der Jagdherr gebietet Ruhe und gibt bekannt: „Es sind erlegt: vier Füchse und 42 Hasen, insgesamt 46 Stück Wild. Ich bitte die Strecke zu verblasen.“

Auf ein Zeichen setzen die Bläser ruckartig die Hörner an und blasen „Fuchs tot“, „Hasen tot“, „Jagd vorbei“, „Halali“. Mit einem freudigen „Waidmannsheil“ beschließt der Jagdherr die Zeremonie. „Waidmannsdank“ schallt es laut zurück.

„Wer nach froh verlebter Jagd eilig aus dem Staub sich macht – der ist kein Jäger nicht“, heißt es in einem schönen alten Jägerlied. Aber so etwas kam bei uns in Ostpreußen nicht vor. Auch diese Treibjagd wurde mit einem geselligen Beisammensein, dem sogenannten Schüsseltreiben, beendet. Nach einer kräftigen Erbsensuppe mit Speck dankte der Jagdkönig dem Jagdherrn für den gelungenen Jagdtag, der Hausfrau für die Sorge um das Wohl der Gäste und den Treibern für ihre so wichtige Mitwirkung. Bei fröhlichem Umtrunk und manchem alten Jägerlied erlebte ich noch einmal die ganze Jagd. Mit dem Gefühl vollster Erfüllung traten wir erst spät in der Nacht die Heimfahrt zum Forsthaus an.

Okuli – da kommen sie . . .

Die Zeit des ersten Frühlings war gekommen. Der weiche, brausende Südwest hatte den Schnee in wenigen Tagen geschmolzen und den Frost aus dem Boden gezogen. Nur an wenigen Stellen im hohen Holz und an den Rändern der Gestelle hielten sich noch Reste von körnigem, wäbrigem Weiß. Das stumpfe, mürbe Eis der zahlreichen Bäche in der Rominter Heide schwand schnell dahin. Unter den starken Strahlen der Märzsonne dampfte die Erde und verströmte einen herben Duft. Unendlich weit war der Himmel, blankgefeigt und blau und mit wandernden, weißen Wolken beflaggt.

Die ersten gefiederten Frühlingsboten waren eingetroffen: die schlanke Bachstelze, der „Wippezagel“, wie man sie bei uns nannte, der Star, die Singdrossel und der Kiebitz. Und eines Tages dann beim Dienstgang durchs Revier verhielt ich plötzlich meinen Schritt, lauschte beglückt in den Frühlingsabend, weil ein scharfes Puitzen, gefolgt von einem dumpfen Quorren an mein Ohr gedrungen war, und ich wußte, die Waldschnepfe war aus dem Süden zurückgekehrt. Jubelnd wurde die Kunde an die Freunde des Försters weitergegeben.

Schnepfenstrich im Frühling – welch schöne Zeit.

„Reminiszere – putzt die Gewehre,
Okuli – da kommen sie,
Lätare – das ist das Wahre,
Judika – sind sie auch noch da,
Palmarum – lorum, larum,
Osterzeit – wenig Beut',
Quasimodogeniti – Hahn in Ruh' nun brüten sie“,

so lautet der auch vielen Nichtjägern bekannte schöne Schnepfenspruch. Reminiszere heißt, sich erinnern. Und ich will mich nun erinnern, Reminiszenzen wiedererwecken an den letzten schönen Lenz in der Rominter Heide und die herrliche Zeit mit den Waldschnepfen.

Meine erste Bekanntschaft mit ihnen war literarischen Ursprungs. An den langen Winterabenden im Forsthaus hatte ich alles Wissenswerte über die Biologie der Schnepfen studiert. Was ihre Lebensweise anbetrifft, so erfuhr ich, daß sie Zugvögel sind, die Anfang März bis Mitte April wieder zu uns in den Norden kommen. Erdfarben gefärbt und gesprenkelt, suchen sie mit ihrem langen Schnabel, dem Stecher, wie der Jäger sagt, im Fallaub gern nach Nahrung. Insbesondere auf Würmer, Kerbtierchen, Insekten und andere kleine schmackhafte Tierchen haben sie es dabei abgesehen. Das reizende Balzspiel vollzieht sich auf dem Frühjahrszug. Die Schnepfen streichen in der Morgen- und Abenddämmerung an den Waldrändern entlang. Männchen und Weibchen treffen sich sozusagen auf dem Bummel. Bei diesem Liebesflug läßt der Hahn ein tiefes Quorren und ein helles Puitzen vernehmen. Und mit der Antwort des Weibchens beginnt dann eine wilde Jagd im tollsten Zickzack.

Die frohe Zeit brach an, wenn die Schnepfe im Frühjahr auf dem Schnepfenstrich bejagt wurde. Dieser Strich hatte einen ganz besonderen Zauber. Es galt zunächst, den Schnepfen zusagende Bestände zu erkennen. Der jagdlich passionierte und ornithologisch interessierte ältere Sohn des Försters hatte dafür einen besonderen Sinn entwickelt. Ich erinnere mich noch genau an einen Stand, der unweit der Försterei am Rande der „nassen Wiese“ lag, in die, wie eine Halbinsel, junger Mischwald hineinragte. Unter zwei Fichten, die riesige Schirme aufspannten, war man kaum zu sehen und hatte doch ein gutes Schußfeld gegen den Abendhimmel. Hier erlebte ich manch beschauliche Stunde in spannungsvollem Harren.

Auch heute hatte es mich zu diesem Ort gezogen. Früher als sonst habe ich mich angesetzt. Ich will die Stille des ausklingenden Tages genießen, will allein sein mit dem letzten Sonnenlicht, das sich schüchtern seinen Weg durch Nadeln und Blätter stiehlt, das die Kiefern rot aufleuchten läßt und die Birken in bleiche, unwirkliche Gebilde verwandelt.

Im Grunde erstreckt sich die Schnepfenjagd auf den Zeitraum einer Stunde, vom Sichtbarwerden der Venus bis zum Dunkelwerden. Dafür ist sie angefüllt mit Spannung, denn in der kurzen Strichzeit muß man, alle Sinne gespannt, ständig schußbereit sein, um jederzeit blitzschnell einen Schuß in alle Richtungen werfen zu können. Allerdings erleichtert die quorrende oder puitzende Schnepfe die Sache des Jägers sehr, weil man sich auf die Richtung, aus der der Laut kommt, konzentrieren kann. Der Schuß auf den langsam herankaukelnden Langschnabel ist daher nur allzu leicht, wobei allerdings auf den besonders langsamen Flug Bedacht zu nehmen ist, da man sonst – an das normale Vorhalten gewöhnt – vorn vorbeischießt.

Ganz langsam geht das Tageslicht zurück. Der Himmel verfärbt sich rasch zum tieferen Blau der Nacht. Die Farben von Wald und Wiese schwinden zusehends dahin. Mehr und mehr schläft das Konzert der kleinen Sänger ein. Der kleine Plausch, den sie untereinander gehalten haben, ist zu Ende. Nun begeben sie sich zur Ruhe. Nur vereinzelt zirpt es noch irgendwo, schließlich ist nur noch das Zetern der Drossel zu hören.

Ich warte.

Mein Blick tastet die hohe Himmelskuppel ab. Da oben im Blau der Nacht geht der Abendstern auf, allem Irdischen entrückt, unendlich fern, ein silbern blinkendes Licht. Er gibt den Auftakt zum Liebesflug der Frühlingsboten. Gleich werden sie also streichen. Sie werden, wie immer, von vorn kommen, von dort, wo das scheidende Licht die Waldkante in eine schwarze Mauer verwandelt hat.

„Quorr-quorr! – Quorr-quorr!“ – „Puitz-puitz!“

Der ersehnte Ruf erreicht mein Ohr. Und in dieser Sekunde stechen drei Kreuze in den fahlen Westhimmel. Schattenhaft, in kapiolenreichem Flug taumeln sie heran, das Weibchen voraus, zwei Liebhaber hinterher. Die Waffe fährt empor, sucht das Ziel – zu spät, sie sind fort, vorübergezickzackt, verschlungen vom Dunkel des Erlensaumes. Wieder bin ich allein, horche in die Stille der wachsenden Dämmerung und schaue angestrengt über die Wiese, wo über dem kleinen Fließ die Nebel dampfend zu steigen beginnen.

Da: „Quorr-quorr!“ Ganz nahe diesmal.

Noch ganz unter dem Eindruck des letzten Balzfluges entgehen mir die beiden Schnepfen nicht, die da quorrend und puitzend ihren Flug in blinder Liebesglut in meine Nähe lenken. Zwei dunkle, gedrungene Kreuze am Abendhimmel. Schnelle, scheue Vögel mit dem hellen Ruf.

Zwei rote Strahlen blenden mich, zwei Schüsse zerreißen den Abend.

Während die erste Schnepfe sich überschlagend in hohem Bogen zu Boden fällt, verhält die zweite im Flug und bleibt einen Moment flatternd, wie festgenagelt in der Luft stehen, bevor sie vom Himmel weht. Der Wind trägt einige weiche Federchen, die die Schrote herausgeschossen haben, davon.

Die fortgeschrittene Dämmerung, das bräunliche Gefieder der Vögel und der gleichfarbige Waldboden mit einem Wirrwarr von Buschwerk machen es mir nicht leicht, das Paar zu finden. Nach mühevoller Suche auf allen vieren halte ich es dann aber in den Händen. Ich spüre die fliehende Wärme der beiden kleinen Tierkörper, die wunderbar gezeichnet sind. Liebkosend streicht meine Hand über das weiche Gefieder. Mit den Malerfedern, einer kleinen, dafür aber sehr feinen Trophäe, schmücke ich meinen Hut.

Während die Sterne wie kleine zaghafte Lichtlein aufglimmen, einer nach dem anderen, mache ich mich auf den Heimweg. Und in die Freude über die gelungene Doublette auf das seltene, begehrte Wild, mischt sich ein Gefühl der Traurigkeit. Ich hege Zweifel, ob es richtig war, den gaukelnden Balzflug, den Liebesrausch dieses jungen Paares an einem solchen stimmungsvollen Frühlingsabend zu zerstören. Wieso man eigentlich das Wild lieben und zugleich töten kann, wird mir für ewig ein Rätsel der Jagd bleiben.

Der Lehrzeitbock

Es ist Sommer, die Rominter Heide lebt und blüht in aller natürlichen Pracht und Üppigkeit. Ich habe meinen Lehrzeitbock freibekommen. Nun ist es endlich soweit. Der Mond steht noch hell und klar am Himmel, als der Revierförster und ich gegen drei Uhr den Weg zum Hochsitz antreten. Wir schreiten auf dem Gestell in Richtung Teerbuden Weg. Ab und an unterbricht die Waldohreule die nächtliche Stille. Der Ansitzplatz am Südrand der Wiese ist bald erreicht. Wir baumen auf und richten uns auf dem Hochsitz ein. Es regt sich kaum ein Lüftchen. Nur der die Wiese durchziehende Graben ist durch leichten Nebel gekennzeichnet.

Ich wundere mich, daß ich gar nicht aufgeregt bin. Erfrischend und würzig ist die Luft, die meine Brust füllt. Langsam dämmt der Morgen herauf. Über dem Wald verblassen die Sterne. Der Himmel im Osten rüstet sich, den Tag zu empfangen. In dieser ersten Morgenbleiche taste ich die Wiese ab. Ein Sprung Rehe äst zum Graben hin und verschwindet wie weggewischt von Geisterhand im Uferdunst. Doch dort drüben rechts vor der Wand des Farnkrauts, was ist das? Das Glas offenbart einen Bock. Der mir freigegebene, für den Abschluß vorgesehene Bock steht breit auf 60 Gänge. Ich kann ihn genau ansprechen – fünf Jahre vielleicht, das Gehörn ragt eine Handbreit über die Lauscher, blitzweiß poliert, die Stangen ein wenig ungleich. Auch ist er stark im Wildbret. Er äst, verhofft, äst wieder, wobei der Kopf fast völlig im Gras verschwindet.

Und nun steigt aus einem Meer ineinanderfließender Farben geruhsam die Sonne. Ich gebe mich ganz der Freude an dem erhabenen Bild hin, das sich mir im Glanz des jungen Lichts bietet. In meinen Gedanken passiert in diesem Moment alles Revue, was ich über die Böcke in den Jagdlehrbüchern gelesen habe: Spießer, Gabler, Sechser und Küm-



Hubertus-Steg

merer, Braver, Kapitaler ... Während ich noch überlege, ob ich ihm die Kugel antragen soll, flüstert mein Lehrmeister: „Schießen!“ Da nehme ich die Büchse, drücke den Kolben fest an die Wange, visiere den Bock an, führe den Zielstachel mitten auf das Blatt, warte, bis er aufwirft. Da – jetzt ist der Kopf hoch, nur weich berührt der Schießfinger den eingestochenen Abzug der Büchse – dann lasse ich fliegen. Während der Schuß die friedliche Stille der Rominter Heide zerreißt, habe ich das sichere Gefühl, gut angekommen zu sein. Der Bock ruckt zusammen, wird wieder auf, knickt vorn ein und liegt – Diana, sei Dank!

Und erst jetzt bubbert mein Herz wie ein Lämmerschwanz. Das muß wohl das berühmte Jagdfieber sein, das mich nun gepackt hat. Es wird nicht gesprochen. Ich bin still, einfach nur still und vermag kein Wort zu sagen. Meine Augen werden feucht – ist es Freude, Glück oder sind es doch nur die Nerven, überstrapaziert in nur wenigen Augenblicken? Mein Chef stopft sich in aller Seelenruhe seine Tabakspfeife, schmaucht gemächlich weiße Ringe in die Luft und verjagt auf diese Weise die uns pie-sackenden Mücken. Als die Wartezeit um ist, baumen wir ab. Und dann stehen wir vor ihm. Er ist verendet. Ich blicke auf den roten Bock, bewundere den stolzen Schmuck seines Kopfes, und eine tiefe Ruhe bemächtigt sich meiner, vermischt mit der stillen Freude, meinen ersten Rehbock gestreckt zu haben. Wie aus weiter Ferne höre ich den Revierförster sagen: „Ein guter Bock, ein sauberer Schuß – Waidmannsheil!“ Dabei überreicht er mir auf seinem Hut den Schützenbruch. Bewegt ergreife ich des Försters hingereichte Hand und sage mit fester Stimme: „Waidmannsdank!“

Zum erstenmal nehme ich dann nach Anweisung des Revierförsters den Aufbruch vor. Ich lüfte das Gescheide und suche einen geeigneten Platz dafür. Der Fuchse wegen wird der Bock zum Auskühlen an einem starken Fichtenast hochgehievt. Im Laufe des Vormittags wird er dann zur Försterei geholt und in der Wildkammer aufgehängt. Abschließend lerne ich noch – auch das gehört dazu – das Abschlagen der oberen Schädeldecke und das Abkochen der Trophäe.

Die Hirsche schreien

Die schöne Sommerzeit ist vorbei. In die unendlich grüne Fläche der Rominter Heide hat die Natur leuchtende Farben hineingewoben, vom flammenden Gelb und Goldgrün bis zum dunkelsten Rot. Ein letztes Aufbranden und Aufleuchten des Lebens im Abstieg der Landschaft zu Ruhe und Rast. Es schien, als wollte gerade dieses Jahr seinen Atem anhalten, als wollte es vor dem Unvermeidlichen nochmal verweilen, sich zurückwenden zu seinen blühenden Anfängen, zu seinen kraftstrotzenden Höhepunkten. Aber bald schon war der Boden hier und da mit gescheckten, unscheinbar gewordenen Blättern bedeckt. Durch den Wald brauten die Nebel und hüllten ihn in ein dumpfes Grau. Es kam die Zeit, da die Bäume die Tropfen unwillig aus ihrem Gezweig schüttelten und die Bäche in der Rominter Heide griesgrämig durch die Wiesen glucksten, die ihr frisches Grün schon längst verloren hatten. Der moosige Waldboden hatte sich vollgesogen wie ein Schwamm. Überall roch es feucht und modrig. Kalt und klar wurden die Nächte. Und noch etwas war da. Es drang an das Ohr des Waidmannes – tief und hohl tönte es durch die Stille des Herbstwaldes. So muß es auch zu den Zeiten in der

Rominter Heide geklungen haben, als der Ur noch durch das dichte Unterholz brach und der Wisent auf den Kahlflächen äste. Die hohe Zeit des Königs der Wälder, die Brunft des Rothirsches hatte begonnen. Abend für Abend und auch in aller Frühe waren sie nun draußen, die Forstbeamten.

Es waren Schauspiele von ergreifender Schönheit, die man während der Brunftzeit in diesem Naturparadies geboten bekam und die allesamt den Hauch der Unendlichkeit und der Ewigkeit zu atmen schienen. Von den zahlreichen, mit voller Kraft und Leidenschaft geführten Kämpfen der Recken möchte ich einen herausgreifen, weil er sich durch seine Dramatik besonders auszeichnete.

Es war eine kalte, märchenhaft schöne Herbstnacht. Die Sterne funkelten noch in all ihrem Glanz und warfen einen magischen Schimmer über den bereiften Wald. Im Jagen X hatte ich hinter einer Wand wohlgeschichteten Astwerks, dem sogenannten Schirm, Platz genommen und schaute erwartungsvoll auf die milchig-weiße Waldlichtung. Von fern drang das Röhren, Grollen und Schnauben der brunftigen Hirsche an mein Ohr. Der Hall und Widerhall ihrer Stimmen wirkte in dieser traumhaften Sternennacht wie Urmusik aus längst vergangener Schöpfungszeit.

Langsam steigt die Spannung. Da, ein Laut, ganz deutlich konnte man ihn vernehmen. Ein Knacken von Dürholz jetzt, knisterndes Welklaub unter heimlichen Schalen. Näher kommen die Geräusche, immer lauter wird das Wild. Und dann – aus den Jungfichten, nur wenige Schritte vom schützenden Hochholz, tritt vorsichtig ein Altier, stellt die Lauscher und verharrt wie eine Bildsäule. Langsam trollt das Tier dann auf die Waldblöße, äugt und windet, um nochmals kurz zu verhoffen und dann vertraut zur Mitte der Wiese zu ziehen. Es ist das Leittier. Nach und nach erscheinen Spießer, Sechser, Alttiere mit Kälbern, Schmaltiere und schließlich ein kräftiger Achter. Zwei noch austretende Alttiere mit Kälbern äugen anhaltend nach hinten.

Ich gerate in Wallung. Immer wieder geht der Blick durchs Glas, von einem Stück zum anderen. Zutiefst ergriffen und aufgewühlt sitze ich da und kann mich an diesem wundervollen Bild nicht sattsehen.

Und dann kommt Bewegung ins Bild, drüben an der Dichtung. Endlich! Dort tritt ein kapitaler Vierzehnder aus und schreitet erhobenen Hauptes auf die Wiese. Gewaltig ist sein Kopfschmuck. Lange, gebogene Augsprossen, tief angesetzte Mittelsprossen, darüber, weit ausgelegt, zwei dunkle, starke Stangen. Trotz seiner Schlankheit ist der Körper kräftig und wohlgebaut. Bestechend wirken das Ebenmaß der Glieder und der leichte, federnde Gang. In seiner ganzen Haltung liegen Schönheit und Würde. Ein imposantes Bild! Er zieht, wie immer die stärksten Hirsche, am Schluß des Rudels. Dieses verweilt nun und hat sich der Äsung hingegeben. Ab und an wird ein Kopf hochgeworfen, um nach dem achtunggebietenden Platzhirsch hinüberzuäugen. Ruhelos umkreist und durchzieht dieser sein Rudel. Plötzlich verhofft er, wirft das mächtige Geweih in den Nacken, öffnet das Geäse, und nun ertönt ein tiefer, markerschütternder Schrei. „Auah, auah, uah, ö, ö“, dröhnt immer wieder der Kampfprud durch den Tann.

Unbekümmert äst das Rudel weiter, zwischendurch gewohnheitsgemäß vertraut sichernd. Plötzlich meldet auf der gegenüberliegenden Seite ein anderer Hirsch.

Schlagartig wendet der Platzhirsch und trollt mit zurückgelegtem Geweih dem Nebenhühler entgegen. Aus den Stangen bricht ein starker Hirsch und versucht, ein Stück zu treiben. Heiliger Hubertus – es ist ein Sechzehnder, das kann ja was geben! Und



schon wirft sich der Platzhirsch dem Eindringling wütend entgegen. Dieser macht Front und schleudert dem Rivalen seinen Haßgruß entgegen. Mit den Vorderläufen wild stampfend, stehen sich die beiden Recken auf 30 Schritt gegenüber: Du oder ich! Hier gibt es keine andere Wahl. Kompromisse werden in freier Wildbahn nicht geschlossen. Hier herrscht der Starke, und der Schwache muß weichen.

In wenigen Sekunden ist der Zwischenraum überwunden. In hartem Anprall schlagen die starken Geweihe laut krachend und prasselnd zusammen. Sie stemmen sich hin und her, trennen sich und prasseln aufs neue zusammen. Der Boden dröhnt, und die Erde spritzt unter ihren Schalen nach allen Seiten. Ununterbrochen tobt der Kampf, während die Tiere, die Häupter emporgereckt und wie zu kupfergetriebenen Bildwerken erstarrt, das grimmige Ringen verfolgen.

Nach einem erneuten Lösen der Geweihe versucht der Sechzehnder dem anderen durch eine blitzschnelle Bewegung die Flanke abzugewinnen, um ihm einen tödlichen Stoß mit den dolchartigen Augsprossen zuzufügen. Doch dieser pariert den wohlgezielten Hieb ebenso blitzschnell mit der Krone. Immer wieder prallen die Geweihe zusammen. Heiser ertönt das Keuchen, dumpf dröhnt das Gestampf der rasenden Hirsche zu mir herüber. Es ist ein unausgesetztes Geschiebe und Gedränge, ein Anspringen und Zurückweichen. Plötzlich gelingt es dem Platzhirsch, seinem Rivalen eine Wunde in die Weiche zu schlagen. Benommen stürzt der Hochgeweihte zu Boden, steht aber gleich wieder auf den Läufen. Und von neuem wird der auf die Handgelenke einknickende Zuläufer von dem Verteidiger geforkelt. Dieser erkennt nun, daß er dem erprobten Fechter nicht ebenbürtig ist und sucht in langen Fluchten das Weite. Wild bäumt sich der muskelgeschwellte, dampfende Körper des Platzhirsches auf, als er dem abgeschlagenen Sechzehnder seinen Siegesruf nachschickt. Ein dunkler Schrei des in die Stangen Trollenden ist die Antwort. Wut, Gram und Grimm dröhnen in seinem Baß.

Nur wenige Tage nach dieser verklungenen Brunft hieß es Abschied nehmen von dem Forsthaus, das mir lieb geworden war wie ein Elternhaus, weil prächtige Menschen dort wohnten und liebe Freunde, weil der Wald so stolz war wie nirgendwo und weil mir Weg und Steg und Stein und Baum so vertraut waren. Noch einmal schweifte der Blick zurück auf das Naturparadies im Herzen der Rominter Heide, in dem ich meinen Dienst versehen, gepircht, gejagt und Schauspiele von ergreifender Schönheit erlebt hatte. Ich fühlte, daß es ein Abschied für immer war.

Röhrender Hirsch
Nach einem Gemälde von Prof. Friese.

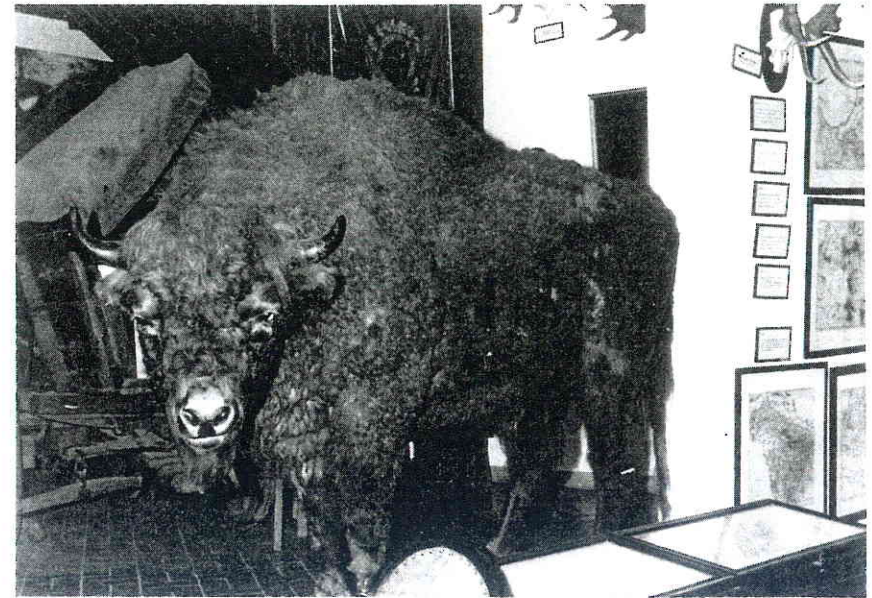
Ausflug in die Forst- und Jagdgeschichte

Zur Ordenszeit war unsere Heimat von ausgedehnten Wäldern bedeckt. Weite Teile im Süden und Osten des Preußenlandes nahm die sogenannte „Große Wildnis“ ein. Hier, an der Grenze zu Litauen, hatte der Orden ein regelrechtes „Frühwarnsystem“ eingerichtet. Spione wurden nach Litauen gesandt, die gegen Entgelt etwaige geplante Unternehmen des Gegners auskundschafteten. Die bei den Gebietigern an der Grenze zusammenlaufenden Nachrichten wurden von diesen dann als sogenannte „Wegeberichte“ an den Ordensmarschall nach Königsberg weitergeleitet (Scriptores rerum Prussicarum, Bd. II, enthält eine Sammlung von einhundert litauischen Wegeberichten, die aus der letzten Hälfte des 14. und den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts stammen). Neben einer bis ins einzelne gehenden Darstellung der Örtlichkeiten, die wichtig für die Kampfhandlungen waren, gewähren sie auch interessante Einblicke in das Landschaftsbild der damaligen Zeit. Danach war die „Große Wildnis“ keineswegs eine homogene Urwaldmasse, sondern wies verschiedene Vegetationsformen auf. Neben dem „Grauden“, einem urwaldähnlichen, undurchdringlichen Dickicht, gab es die „Damerauen“, lichte Wälder, in denen Eichenbestände vorherrschten. Die zu dieser Zeit weit verbreitete „Heide“ war eine Heidekrautlandschaft mit lichtem Baumbestand und vereinzelt Waldgruppen. Die „Felder“ waren offene Flächen mit Graswuchs und Weidenbüsch, die den Ordensheeren speziell als Rast- und Futterplätze dienten. Diese Waldgebiete waren nur spärlich besiedelt. Die Prußen, die dem Land den Namen gegeben haben, trieben Ackerbau und Viehzucht, namentlich Pferdezüchtung. Auch Jagd und Fischerei haben im Erwerbsleben der Wildnisbewohner eine große Rolle gespielt, wovon die urkundlich überlieferten Bezeichnungen „Jäger und Sammler“ und „Fischer“ künden. Schließlich gab es die „Beutner“, die wegen der Hochwertigkeit ihres Honigproduktes Ansehen genossen.

In diesen großen Wäldern waren Tiere heimisch, die wir heute nur noch aus Abbildungen oder zoologischen Gärten kennen: Wisente, Auerochsen, Wildpferde, Bären, Wölfe, Luchse und Wildkatzen, Biber und Fischotter, Trappen und Adler, dazu noch die Wildarten, die es bis zum Zeitpunkt der Vertreibung gab: Elche, Hirsche, Rehe, Schwarzwild und Federwild. Den Ordensrittern war es untersagt, das Waidwerk auszuüben (wenn man von der Jagd auf Raubwild absieht). Deshalb hatte der Orden zunächst kein Interesse daran, die Jagd zum Regal zu machen. Er gestattete sie jedermann gegen Ablieferung eines Teils der Beute an Wildbret und Fellen. Zu diesem Zweck hatte er an verkehrsgünstigen Punkten „Wildhäuser“ errichtet, die zugleich auch Sammelstellen für weitere Produkte des Landes und Bedarfsartikel aller Art darstellten, und die zum Ende der Ordenszeit in „Jagdbuden“ umgewandelt wurden.

Das Wild wurde von Jägern und Bauern in Fallen, Schlingen und Gruben gefangen. Man kirrte es auch durch Futter- und Luderplätze und erlegte es dann aus einem Versteck mit Pfeil, Bolzen oder Jagdspieß. Für Biber und Fischotter waren besondere Fallen vorgesehen. Vögel wurden in Stellnetzen gefangen, in denen Futter gestreut oder Lockvögel angebracht waren. Eine Einschränkung erfuhr diese unregelmäßige Jagd gegen Ende der Ordenszeit. Zwei Gründe waren dafür maßgebend: es konnte nicht ausbleiben, daß der Wildbestand mit der fortschreitenden Besiedlung des Landes und der Einführung der Handfeuerwaffen zurückging. Andererseits wurde mit der Umwandlung

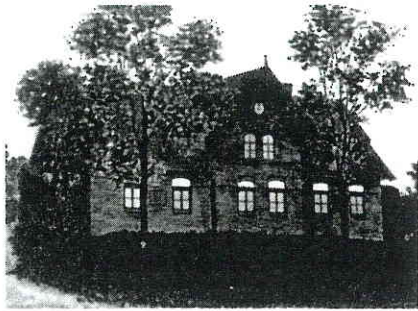
des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum die Jagd zu einem höfischen Vergnügen. So wurde das Jagdrecht den Bauern allmählich entzogen. Zugleich wurden besondere herzogliche Jagdreviere eingerichtet.



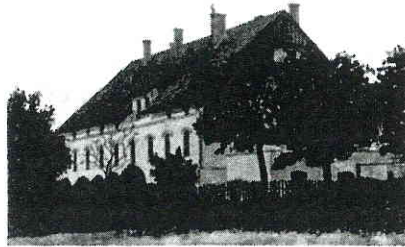
Seit 1941 kam der Wisent im ostpreußischen Elchwald wieder in freier Wildbahn vor. An ihn erinnert der präparierte Wisentstier in der großen Halle des Ostpreußischen Jagdmuseums in Lüneburg

Fortan änderten sich auch die Methoden der Jagdausübung. Gern jagte man jetzt in Gesellschaft, stöberte das Wild mit Hunden auf und hetzte es zu Pferde. Auch ließ sich die höfische Jagdgesellschaft das Wild bei den aufwendigen Zeugjagden zutreiben. Mit Netzen und Lappen garnte man gut besetzte Waldstücke ein, oder aber eine Vielzahl von Treibern drückte das Wild schon Tage vor der Jagd in einen geeigneten Waldteil, der dann mit Jagdnetzen und Tüchern eingelappt wurde. An den Außenseiten der Netzwände wurden Bauern postiert. Von einer Schmalseite aus trieben dann die Treiber und Hunde das Wild vor die Schützen, die es auf der gegenüberliegenden offenen Schmalseite auf Kanzeln oder hinter Schirmen erwarteten und erlegten. Wild, das nach der Seite ausbrechen wollte, verfiel sich in den Netzen und wurde von den Bauern mit Spießen getötet. Nur wenige Tiere „gingen durch die Lappen“.

Auch die Rominter Heide gehörte zu dem breiten Waldgürtel, den der Orden im Osten seines Landes als Schutzwall gegen die Litauereinfälle stehen ließ. Sie war ursprünglich in zwei Wildnisberitte aufgeteilt. Die beiden „Wildnisbereiter“ hatten ihren Sitz in Warnen und Nassawen. 1869 erfolgte die Aufteilung in vier Verwaltungsbezirke. Es entstanden die Oberförstereien Warnen, Nassawen, Wehrkirchen und Goldap (später Rominten).



Forstamt Barckhausen (Warnen)



Forstamt Wehrkirchen

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hören wir von einer Jagdbude „Rominten“. Und Lucanus (Preußens uralter und heutiger Zustand, 1748) beschreibt die „Romittische Jagdbude in der Heyde an der Romitte“ wie folgt: „Dieses mit dicken Plancken umgebene und mit einer umlaufenden Gallerie auf einem Hügel aufgeführte Jagdhaus ist kurz vor oder bey Anfang der Regierung Churfürst Friedrich Wilhelms des Großen unweit dem Amte Kiauten errichtet, von ihm darauf erneuert und ausgebaut, auch einem Förster zur Wohnung angewiesen ist, hat sich Churfürst Johann Sigismund 1612, im Julio, einige Tage aufgehalten. Unten am Berge wohnen die Warten und Waldschützen, wobei ehemals ein langer Pferdestall angebaut gewesen ...“ Die „Bude Romitten sampt ihrer Zubehörung im Insterburgischen“ wird auch in einer Verordnung aus dem Jahre 1572 erwähnt. Sowohl der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens und erste Herzog von Preußen, Albrecht, als auch Markgraf Georg Friedrich haben in der Rominter Heide gejagt. Kurfürst Johann Sigismund habe in der Rominter Heide „die hohen und besten Jagden“, heißt es in einer Beschreibung aus dem Jahre 1683. Als für heutige Verhältnisse geradezu ungeheuerlich müssen die Strecken angesehen werden, die dieser passionierte Fürst in sieben Jagdjahren erreicht hat. In dieser Zeit hat er allein 4935 Stück Rotwild und 4008 Sauen erlegt.

Abgesehen von der jaglichen Nutzung war die Rominter Heide – wie die übrigen Waldgebiete Altpreußens – zunächst nur als Bau- und Brennholzquelle von Bedeutung. Mit zunehmender Besiedlung des Landes wuchs die wirtschaftliche Bedeutung des Waldes. Es entwickelte sich ein umfangreicher Köhlerbetrieb; erzeugt wurden Holzkohle, Holzteer und Asche. Zu den „Aschbuden“ gesellten sich zahlreiche „Teerbuden“. Der Ortsname Aschlauken bei Nassawen erinnerte noch bis zur Vertreibung an eine solche holzverwertende Einrichtung. Der Ort Rominten führte bis zum Ende des letzten Jahrhunderts den Namen „Teerbude“. Und bis 1945 gab es im Forstamt Wehrkirchen auch eine Revierförsterei gleichen Namens. Mit der Entwicklung der Sägewerksindustrie wurden die Methoden der Holzverarbeitung dann rationeller.

In einer fünfjährigen Bauzeit (1885–1890) wurden 24 000 ha der Rominter Heide mit einem Gatter versehen. Die Lebensbedingungen des Wildes wurden dadurch im allgemeinen nicht beeinträchtigt. Nachdem die Rominter Heide zum kaiserlichen Hofjagdrevier erklärt worden war, kam der Kaiser zum ersten Male im Jahre 1890 nach Rominten und erlegte gleich sechs gute Hirsche.

Uns ist überliefert, daß es 1527 noch Auerochsen in Ostpreußen gab, die dann aber wohl über kurz oder lang ausgestorben sind. Prof. Dr. Lutz Heck unternahm im Jahre 1938 einen interessanten Versuch. Ein von ihm gezüchteter Stamm von Auerochsen (Kreuzung von spanischen und südfranzösischen Kampfstieren mit korsischen Rindern) wurde im Forstamt Nassawen in freier Wildbahn ausgesetzt. Im Jahre 1942 hatte sich die Herde auf 22 vermehrt. Über das Schicksal dieser Auer nach Kriegsende ist uns nichts bekannt.

Wie schon erwähnt, war auch das Raubwild bis ins 19. Jahrhundert in der Rominter Heide stark vertreten. Insbesondere die Bären und Wölfe richteten einen großen Schaden an, indem sie jährlich viele Tausend Stück Vieh vernichteten. 1728 hatte die Rominter Heide noch einen Bestand von 14 Bären. 1788 ist im Gebiet von Warnen der letzte Bär zur Strecke gebracht worden. Der Wolf war hier noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Standwild. Danach wanderten sporadisch Einzelstücke zu. Der letzte Luchs wurde in Rominten im Jahre 1860 erlegt. Die Ergebnisse eines im Jahre 1940 durchgeführten Versuches, ihn in der Rominter Heide wieder einzubürgern, sind wegen des Kriegsausganges unbekannt geblieben. Der Fuchs war das häufigste Raubwild in Rominten. Einen Beweis für den Fuchsreichtum liefert die Abschußzahl des Jahres 1937/38: die Gesamtstrecke betrug 12 647 Stück.

„Heute wundert man sich darüber, aber die Zeit wird kommen, wenn ich sie auch nicht mehr erleben werde, daß die deutschen Wälder nirgend mehr solche Hirsche bergen wie hier. Dann werden die Hohenzollernfürsten nach der Rominter Heide kommen, um die stärksten deutschen Hirsche zu erlegen.“

Reiff
Oberförster in Rominten

In memoriam Walter Frevert

Von alters her haben hochgestellte Persönlichkeiten die Rominter Heide besucht. Die Hochmeister des Deutschen Ordens und die Herzöge von Preußen haben hier genauso gejagt wie der Große Kurfürst oder Kaiser Wilhelm II. Von den zahlreichen Forstbeamten, die dort segensreich wirkten, nimmt der letzte Leiter des weltberühmten Jagdreviers einen hervorragenden Platz ein: Walter Frevert.

Viel zu früh hat uns der anerkannte und beliebte Fachmann verlassen. Am 30. Juli 1962 verunglückte Oberforstmeister Frevert bei einem Jagdunfall tödlich. Wenn menschliches Wünschen und Wollen auch unser Leben, unsere Zeit, den Gang der Geschichte und das Gesicht dieser Erde verändern können, der Tod setzt hinter alles sein großes Fragezeichen. Und es ist unsere Aufgabe, eine Antwort zu finden, eine Antwort auf die Frage: „Worin bestand der Wert dieses Lebens?“



Walter Frevert hat uns die Beantwortung dieser Frage leichtgemacht. Er war in seinem ganzen Wesen von dem Gefühl der Verantwortung für andere beseelt, wollte hineinwirken in die Zukunft. Ein vorbildlicher Beamter, der seine Person immer hinter die Sache stellte und dem es um die Aufgabe, nicht um das Rampenlicht der Öffentlichkeit zu tun war. Ihm genügten nicht kritische Betrachtungen, sondern mit Ernst und Leidenschaft war er stets auf die gestalterische Aktivität, auf die schöpferische Leistung bedacht.

Walter Frevert wurde am 13. Oktober 1897 in Hamm in Westfalen geboren. 1919 begann er in Hann. Münden mit dem Studium der Forstwissenschaft und legte 1922 das Forstreferendarexamen ab. Nach der Assessorprüfung im Jahre 1924 wurde er Revierassistent im Forstamt Wolfgang bei Hanau. Ab 1928 leitete er das Forstamt Battenberg. 1937 wurde Frevert nach Ostpreußen versetzt, das seine Wahlheimat werden sollte. Hier übernahm er zunächst das Forstamt Nassawen. Ein Jahr später erfolgte seine Ernennung zum Oberforstmeister; zugleich wurde ihm die Leitung des Oberforstamtes Rominter Heide übertragen. Nach dem Kriege dann ein Neubeginn im Forstamt Forbach I in Baden. 1953 wurde ihm das Forstamt Kaltenbronn, das Repräsentationsjagdrevier des Landes Baden-Württemberg, übertragen, das er bis zu seinem Tode leitete.

Einhellig wird seine vielfältige Begabung gerühmt.

Da war zunächst der honorige Forstmann Frevert. Sein Beruf lag ihm sehr am Herzen. Als Oberforstmeister verkörperte er nicht nur die preußischen Tugenden Pflichtbewußtsein, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit; sein vorbildlicher Fleiß und seine Einsatzbereitschaft waren es, die ihm Wertschätzung und Achtung einbrachten und seine Unabhängigkeit und Solidität begründeten. Auch wer mit ihm in dem einen oder anderen Punkt nicht einverstanden war, hat bei jeder Begegnung die Energie, das menschliche Engagement und die berufliche Kompetenz gespürt.

Da war der kraftvolle und leidenschaftliche Waidmann. Für Frevert war die Jagd eine unvergleichlich tiefe und beglückende Begegnung mit der Natur und ihren Geschöpfen. Er war ein wirklicher Jäger und bewährter Hundeführer, der alle Jagdpraktiken kannte und die Prinzipien deutscher Waidgerechtigkeit achtete, der die waidmännische Tradition als Verpflichtung auffaßte, weil sie Gesinnung voraussetzte und nicht nur praktische Fertigkeiten. In ihm steckte in erster Linie der Heger, dem es auf die Erhaltung einer vielartigen, im ausgewogenen Verhältnis zueinander stehenden Tierwelt in seinen Jagdgründen ankam. Unvergessen sind seine Hegeerfolge in der Rominter Heide.

Und da war der Jagdschriftsteller mit seinen von echter Liebe zu Wild, Wald und Jagd durchpulsten Schilderungen. Mit seinem Buch „Rominten“ hat er dem einmaligen Wildreservat und seiner Wahlheimat Ostpreußen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Für dieses Meisterwerk erhielt er 1959 den DJV-Literaturpreis.

Ein weiteres Werk, das in Jägerkreisen starke Beachtung findet, ist sein bereits in vielen Auflagen erschienenes Buch über die Jägersprache, über Bruchzeichen, Jagdsignale und sonstige Jagdgebrauche: „Das jagdliche Brauchtum.“ Zusammen mit dem „Wörterbuch der Jägerei“ hat er hier nicht nur für die jagdliche Praxis die Summe der jagdlichen Erfahrungen zusammengefaßt, sondern auch einen Beitrag zur Erhaltung kostbaren Kulturgutes geleistet. Jedem Schweißhundmann ist sein Buch „Die gerechte Führung des Hannoverschen Schweißhundes“ bekannt. Raesfelds Standardwerk „Das deutsche Waidwerk“ ist von ihm mehrfach überarbeitet und erweitert herausgegeben worden.

Mit seinen jagdlichen Erinnerungsbüchern „Und könnt' es Herbst im ganzen Jahre bleiben“, „Das Jägerleben ist voll Lust und alle Tage neu“ und „Abends bracht' ich reiche Beute“ gibt er einen Überblick über sein Jägerleben, das in so reichem Maße gesegnet war.

In Freverts Dankesschuld stehen viele, die er gefördert hat, indem er sie forderte. Fordern konnte und durfte er, denn er hat dabei nie den Rat und die Hilfe vergessen. Ein großartiger Mensch, der in unermüdlicher Tatkraft und Lebendigkeit und mit einem immer fröhlichen Herzen mehr als seine Pflicht getan hat. Starke Persönlichkeiten wie er leben mit uns weiter. Sie brauchen kein „Andenken“, sie bleiben einfach da.

Wissenswertes über den „Rominter“

Seit alters her ist das Rotwild in der Rominter Heide Standwild gewesen. Die planmäßigen Maßnahmen zur Hege und Förderung des Rotwildes wurden erstmalig in besonderer Weise durch den Oberförster Reiff betrieben, der die Oberförsterei Nassawen von 1850–1867 verwaltete. Unter seiner Amtsführung nahm der Wildbestand an Qualität und Quantität zu. Er war es, der den Grundstein für die Hegeerfolge legte, die später in Rominten erzielt werden sollten. Dem von Wilddieben erschossenen Waidmann zu Ehren erhielt eine Försterei im Forstamt Nassawen den Namen „Revierförsterei Reiff“. Weiter haben sich so hervorragende Forstmänner wie Oberforstmeister Wallmann und Forstmeister Freiherr Speck von Sternburg um die Hege des Rotwildes in der Rominter Heide verdient gemacht. Ihnen und dem letzten Leiter des Oberforstamtes Rominter Heide, Walter Frevert, ist es zu verdanken, daß der „Rominter“ bei meist edelster Form zum stärksten Hirsch Europas wurde.



Die „Stangenparade“ fand in Rominten im Juni oder Juli jedes Jahres statt. Unter Anwesenheit der Forstbeamtschaft der Rominter Heide nahmen auch Forstbeamte der Provinz sowie des Reichsforstamtes teil. Nach dem Blasen der „Begrüßung“ durch zwölf Forstbeamte wurde dem jeweils höchsten Forstbeamten gemeldet.

An Hand der gefundenen Abwurfstangen wurde bestimmt, welche Hirsche als Jagdbare oder Abschlußhirsche in der kommenden Brunft erlegt werden sollten.

Frevert sieht die Ursache für die Stärke und Formenschönheit der Rominter Hirsche in folgenden Punkten:

- Natürliche Umweltfaktoren (Klima, Boden)
- Rasse
- Niedriger Bestand
- Richtiges Geschlechtsverhältnis
- Fütterung
- Verbesserung der natürlichen Äsungsverhältnisse
- Hege mit der Büchse
- Erfahrene Jägerei und einheitliche Leitung
- Ruhe
- Geld und Verständnis des Jagdherrn.

Das ausgesprochen kontinentale Klima in der Rominter Heide und die mäßige Höhenlage begünstigten die Stärke von Körpergewicht und Geweihen. Auch die intensive winterliche Sonnenbestrahlung wirkte wuchsfördernd auf die Geweihe. Die üppige Vegetation und damit das Übermaß an Äsung taten das ihre. Die nötige Ruhe fanden die Hirsche in den Einständen, den weit ausgedehnten Dickungen, Verjüngungen, Bruchern und „wildem Jagen“. Die hohe Kunst der „Hege mit der Büchse“ war durch eine mit Wild und Wald verwachsene und passionierte Forstbeamtschaft garantiert. Das günstige Zusammentreffen verschiedener, durch die Natur vorgegebener Umstände, verbunden mit der geschickten Handhabung vom Menschen abhängiger und beeinflussbarer Faktoren waren es also, die den hochkapitalen edlen Rominter Hirsch schufen und seinen Weltruf begründeten.

Die kapitalen Geweihe der Rominter Hirsche führten mehrfach zu dem Versuch, Rotwild aus Rominten in Westdeutschland einzubürgern. Die hochgespannten Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht. Während in den ersten Jahren die Überlegenheit der „Rominter“ in der Geweih- und Wildbretstärke gegenüber dem westdeutschen einheimischen Rotwild oft noch anhielt, ließ sie sehr bald nach und klang in den nachfolgenden Generationen ab. Umgekehrt hat die Einbürgerung von märkischem Rotwild aus der Schorfheide in Rominten im Jahre 1857 überragende Ergebnisse gezeitigt. Die „Märker“ nahmen dort an Stärke des Geweihs und des Wildbretgewichtes erheblich zu. Demnach ist immer allein ausschlaggebend die Prägekraft der jeweiligen Scholle, das Gesetz des jeweiligen neuen Lebensraumes.

Zur Frage des Rotwildbestandes seien im folgenden einige Zahlen angeführt: Während der Rotwildbestand im Jahre 1883 mit 278 Stück angegeben wird, nahm er durch die bereits erwähnten Hegemaßnahmen auffallend zu und belief sich bereits im Jahre 1912 auf 1491 Stück. Durch den ersten Weltkrieg verringerte sich der Bestand im Jahre 1919 auf 800 Stück. Bis zum Jahre 1937 wuchs der Bestand aber wieder auf 1693 an. Frevert ordnete einen intensiven Abschluß an, um von dieser hohen Zahl herunterzukommen. Die Verhältnisse des Jahres 1940 zeigt die nachstehende Übersicht auf (nach Frevert):

Jahr	Bestand am 1. 8.	Jagdbare Hirsche ü. 14 Pfd.	Geringe Hirsche	Spießer	Hirsche insgesamt	Alt-tiere	Schmal-tiere	Kälber	Kahlwild insgesamt	Rotwild insgesamt
1940		63	462	82	607	291	150	204	645	1 252

Auf Grund zahlreicher Brüche, vieler moorigen Partien und versumpfter Stellen an Wasserläufen gab es in der Rominter Heide Hirschuhlen in großer Zahl. Eine ausgedehnte Suhle im Bereich eines der „wilden Jagen“ der Revierförsterei Schwarzbach, die von weither Hirsche anzog, beschreibt Frevert wegen ihrer Einmaligkeit in seinen Erinnerungen über Rominten: „Der Untergrund dieser Suhle war tonig, die Suhle selbst lag in einem Altholz, und zwar in einem Mischbestand von Fichte, Birke, Aspe, Erle und Ahorn. Besonders in trockenen Jahren zogen die Hirsche aus den vier bis fünf umliegenden Revierförstereien morgens nach beendeter Äsung zu dieser Suhle und verbrachten hier den halben Vormittag, indem sie halbaufgerichtet in dem flachen Wasser saßen oder sich suhlend vollkommen auf die Seite legten, wobei sie gern einen alten Stubben als Kopfauflege benutzten. Es kamen zwischen sechs und acht Uhr morgens hier bis zu 90, ja 100 Geweihte zusammen, die mit ihren Kolbengeweihen, auf einem verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängt, einen geradezu phantastischen Anblick boten. Niemals – an keinem Platze und zu keiner anderen Zeit – gab es in der Rominter Heide eine derartige Massierung von Rotwild, wie an dieser Suhle. Ich habe in meinem Leben niemals vorher oder nachher etwas Ähnliches gesehen. Der Anblick, der sich einem dort bot, war nur zu vergleichen mit dem Wald von Enden einer zusammengedrängten Herde Rentiere. Man muß sich vorstellen, daß es sich hier um 100 Rominter Hirsche handelte. Ich habe im Harz Hirschrudel von 60 bis 80 Stück gesehen, das war aber fast alles „Geräffel“, und wenn mal ein „Zwölfer“ dabei war, so fiel er schon aus dem Rahmen. An der Hirschuhle in Schwarzbach erschienen aber 10–20 hochkapitale, ebensoviel kapitale und ebensoviel jagdbare und hochjagdbare Hirsche und der geringe Rest bestand aus schwächeren Hirschen ... Als ich eines Tages Anfang Juli 1942 gegen sieben Uhr morgens lautlos und mit gutem Winde zu der berühmten Hirschuhle pirschte, standen bereits etwa 20 Geweihte dort, plantschten in dem schlammigen Wasser und hatten sich zum Teil in der Suhle niedergelegt. Der Pirschpfad führte, durch einen kleinen Hügel gedeckt, an einen niedrigen Hochsitz heran, von dem man die ganze Suhle auf nächste Entfernung sehr gut übersehen konnte. Lautlos stieg ich den Hochsitz hinauf und oben versank mein Fuß in dicht aufgeschüttetem weichen Moos wie in einem Smyrnateppich. Da, der zweite Hirsch von links war der „Lasdehnlkalis“, deutlich an der abgeschärften Lauscherspitze zu erkennen! Er trug ein hochkapitales Geweih von 22 Enden, das durch den Bast noch gewaltiger wirkte. Bestimmt hatte er gegenüber dem Vorjahre zugenommen und in der kommenden Brunft würde wohl unrettbar seine letzte Stunde schlagen. Das Geweih wirkte besonders kapital, weil es ganz außergewöhnlich lange Aug-, Eis- und Mittelsprossen hatte. Die eine Mittelsprosse war, wie später nach der Erlegung vermessen wurde, 52 cm lang. Der Hirsch trug jetzt den neunten Kopf und war als abschußreif zu bezeichnen. Gewiß hätte er sich noch ein bis zwei Jahre vererben können, aber ein Hirsch mit derartigem Geweih war, wie schon früher gesagt, sehr gefährdet. Während ich den „Lasdehnlkalis“ mit dem Glase bei bestem Tageslicht und auf nächste Entfernung beobachtete, zogen von den verschiedensten Seiten neue Hirschrudel heran, und es

entwickelte sich ein Leben und Treiben an der Suhle, daß man aus dem Schauen und Staunen nicht herauskam. Schließlich zählte ich 78 Geweihte und fünf Stück Kahlwild! Die Hirsche lagen zum Teil in den eigentümlichsten Stellungen in dem flachen Schlamm, völlig auf die Seite gestreckt, alle vier Läufe zur Seite und das Haupt auf einem Baumstubben etwas erhöht, um das empfindliche Bastgeweih nicht in die Suhle legen zu müssen, andere hatten richtig „down“ gemacht, wie ein gut dressierter Hühnerhund, und das Haupt auf die Vorderläufe gelegt, wieder andere hatten sich zusammengerollt wie Jagdhunde am Ofen, und andere hatten sich normal niedergelegt, wobei einzelne Hirsche einen Lauf gerade nach vorn gestreckt und den anderen wie gewöhnlich nach innen eingeknickt hatten, so wie Friese es auf der berühmten Hirschbrücke über die Rominte dargestellt hat. Über dem ganzen aber war ein Wald von Kolbengeweihen, ein Wald von Zacken und Enden und darüber und darum schwärmten Millionen von Fliegen, die bei dem heißen Wetter die Kolbengeweihe dicht umschwirrten – das Ganze in einem urwaldähnlichen Mischbestand, dem berühmten sogenannten wilden Jagen, für den Jäger und Tierbeobachter ein ganz seltenes und wundervolles Bild!“

Übrigens wurde der „Lasdehnlkalis“ in der Brunft des gleichen Jahres von einem Jagdgast gestreckt. Mit diesem Abschluß verband sich eine aufregende Nachsuche, die über eine Entfernung von 9½ Kilometern ging und 5½ Stunden dauerte.

In der Rominter Heide wurden erlegt:

1926–1944	
Hirsche	Wertung nach Nadlerpunkten
32	190–199
26	200–209
5	210–219
1	über 220

In 19 Jahren 64 Hirsche über 190 Nadlerpunkte

1940–1944	
Hirsche	Wertung nach Nadlerpunkten
16	190–199
18	200–209
5	210–219
1	über 220

In den letzten 5 Jahren 40 Hirsche über 190 Nadlerpunkte

Im Jahre 1943 wurden in Rominten 15 Hirsche erlegt, die nach der Rotwildformel eine Goldene Medaille erhalten hätten.

(Goldene Medaille auf der Internationalen Jagdausstellung Düsseldorf 1954: Ab 210 Punkte nach der Internationalen Geweihformel Madrid)

In der Rominter Heide gefundene Abwürfe

Jahr	über 16 Pfd.	über 14–16 Pfd.	über 12–14 Pfd.	über 10–12 Pfd.	über 8–10 Pfd.	bis 8 Pfd.	Summe
1937		2	6	43	50	250	351
1938		1	11	46	60	217	335
1939		5	29	52	66	211	363
1940	1	15	43	66	59	160	344
1941	2	11	24	45	44	125	251
1942	9	16	35	33	46	153	292
1943	2	11	21	37	37	146	254
1944	3	11	24	40	45	144	267

Quelle: Ostpreußisches Jagdmuseum in Lüneburg

Die berühmten Hirsche, die in der Rominter Heide geschossen wurden, können hier allein aus Raumgründen nicht alle erwähnt werden. Im folgenden seien einige wenige herausgegriffen. Am 27. September 1898 erlegte der Kaiser im Forstamt Nassawen einen ungeraden Vierundvierziger mit einem Geweihgewicht von 17 ½ Pfund. Hinzu kamen der sogenannte „Pascha“, sein formelmäßig stärkster Hirsch, ein Achtundzwanziger im Jahre 1904 sowie ein starker Sechzehnder im Jahre 1909. In seinem letzten Jagdjahr (1913) schoß der Kaiser u. a. einen ungeraden Zwanziger mit 21 Pfund Geweihgewicht.

Forstreferendar Wallmann streckte im Jahre 1932 außerhalb des Gatters einen Zwanziger mit einem Geweihgewicht von 20 Pfund. Anfang der 30er Jahre wurden von den Forstbeamten Pauckstadt, Titel, Bosch und Adomat eine Reihe hochkapitaler Hirsche erlegt. Schließlich sei noch der ungerade Dreißiger erwähnt, den Generalfeldmarschall von Brauchitsch in der Brunft erlegte und die „unheilvolle“ Tat des Professors Gohrbandt, der 1942 den für Göring vorgehaltenen „Theoderich“ streckte. Hirschnamen, wie „Matador“, „Marschall“, „Rote August“ und „Kriegsminister“ künden von dem einmaligen Wildreservat Ostpreußens.

Der letzte Kapitalhirsch wurde – wenige Tage vor dem Einmarsch der sowjetischen Armee – von Oberforstmeister Frevert im Forstamt Wehrkirchen erlegt. Es war – seinen Angaben zufolge – der „Leutnant“, ein ungerader Vierundzwanziger mit 205 Nadlerpunkten.

Alle nach 1933 in der Rominter Heide erlegten Kapitalhirsche wurden in dem „Hirsch-lagerbuch“ registriert. Es enthielt Angaben über Erlegungsdatum, Erlegungsort, Name des Erlegers, Alter des Hirsches, Formelmaße und Verbleib des Geweihes. Eine Kopie dieses Hirscharchivs befindet sich im Ostpreußischen Jagdmuseum in Lüneburg.

Architektur und Kunst

Die planmäßige Besiedlung des ehemaligen Kreises Goldap begann um 1535. Vom Hauptamt Insterburg aus wurden nach und nach Bauerndörfer angelegt, und schon vier Jahre später fanden sich 14 Dörfer nördlich, westlich und südwestlich und 7 Dörfer östlich und südöstlich der Rominter Heide. In den Kirchspielen Gawaiten, Tollmingen, Rominten und Wehrkirchen sind bis ca. 1565 fast alle Dörfer gegründet worden, die 1945 bestanden. Die mittelalterlichen deutschen Siedler brachten ebenso wie ihre Sprache und ihr Brauchtum auch die Hausformen ihrer alten Heimat nach dem Osten mit. Wenn die Siedler hier auch an eine bestimmte Dorfform gebunden waren, in der Gestaltung und dem Bau ihrer Häuser waren sie frei. Neben einfachen, aus behauenen Balken gefügten und unter Verwendung von Lehm, Moos, Stroh und Schilf erbauten Häusern gab es massive Bauten, die vornehmlich aus Findlingssteinen bestanden. Im allgemeinen unterschied sich die Bauweise der Häuser in und um Rominten kaum von der in den anderen Gebieten. So war Rominten ein kleines Walddorf mit einigen ärmlichen Anwesen, ein paar primitiven Waldarbeiterbehausungen, zwei Förstereien und einem Krug.

Was die Neuzeit angeht, so gaben die im norwegischen Stil ausgeführten Bauten dem Ort ein ganz charakteristisches Gepräge. Das Jagdhaus und die Hubertus-Kapelle können als Repräsentanten dieser Bauart angesehen werden.

Das kaiserliche Jagdschloß, auf dem Steilufer der Rominte unweit des Ortes Rominten im Jahre 1891 errichtet, diente Kaiser Wilhelm II. während seiner Jagdaufenthalte als Unterkunft. Inspiriert durch seine Nordlandreisen, beauftragte der Kaiser die Osloer Architekten Munthe und Swerre, das Jagdschloß im norwegischen Blockhausstil zu



errichten. Die Innenwände des Jagdhauses bestanden aus rot gestrichenen Balken. Die Einrichtung war einfach gehalten, und trotzdem verbreiteten die Räumlichkeiten eine behagliche Atmosphäre. Besonders erwähnenswert ist der Eßraum, der mit Hirschgeweihen angefüllt war, die von Hirschen stammten, die der Kaiser in Rominten erlegt hatte. Darunter befanden sich das Geweih eines Vierundvierzigers und eines Achtundzwanzigers. Über dem Kamin prangte die Trophäe eines ungewöhnlich starken Sechzehners. Zu dem Hausschmuck aus dem Bereich der Tierwelt gehörten u. a. in Rominten gestreckte Sauen und Wölfe sowie ausgestopfte Auerhähne.

Seine Vorliebe für diesen Baustil ging so weit, daß die bauliche Umgestaltung des Ortes systematisch vorgenommen wurde. 1893 folgte der Bau der St.-Hubertus-Kapelle, einer norwegischen Stabkirche, die ebenfalls von den beiden Osloer Architekten entworfen und gebaut wurde. Während die Baumaterialien für das Jagdhaus aus Norwegen eingeführt worden waren, wurde die Kapelle aus hiesigem Holz erbaut. Sie wird wie folgt beschrieben: „Wie alle norwegischen Stabkirchen, ist sie außen von einem gedeckten Umgang umgeben, in welchem in Norwegen die Gemeinde vor Beginn des Gottesdienstes Schutz gegen die Unbilden des Wetters findet. Etagenweise sich verjüngend, schiebt sich der Bau bis zu dem zierlich-schmucken Türmchen empor, der ihn krönt. Das Innere ist einfach, schmucklos. Die überaus andachtsvolle Stimmung, die jeden Beschauer erfüllt, wird allein durch den warmen Ton der aufstrebenden Holzteile, insbesondere der mächtigen Säulen zweihundertjähriger Kiefernstämme hervorgerufen. Das Kirchlein bietet 120 Personen Sitzplätze.“

Nach und nach erfolgte dann der Umbau der Oberförsterei, zweier Revierförstereien, der Post, der Schule und zahlreicher Waldarbeiterhäuser. Mit Ausnahme des Hotels „Zum Hirschen“ wiesen bald sämtliche Häuser Romintens den norwegischen Blockhausstil auf. Auch das Krankenhaus in Wehrkirchen sowie die Schule und die Waldarbeiterhäuser in Jagdbude wurden dieser Bauart angeglichen.

Auf Anordnung von Hermann Göring entstand dann 1936 auf hohem Ufer der Rominte in einem alten Fichten-Kiefer-Mischbestand – unweit von Rominten – der „Jägerhof Rominten“. Stil und Anlage des Baues fügten sich stimmungsvoll in die Waldlandschaft ein. In seinem ausgezeichneten Buch „Rominten“ beschreibt Walter Frevert den Jägerhof: „Der Bau wurde von Professor Hetzelt, Berlin, entworfen und ausgeführt. Auch hier wurde der Blockhausstil gewählt, aber mit holzbraunem Xylamon gestrichen und mit Ried gedeckt. An den Dachfirsten war das alte masurische Glückszeichen angebracht, und einzelne starke Geweihe an den Giebeln unterstrichen den jagdlichen Zweck des Gebäudes. Das Haus war um einen Innenhof herum gebaut und etwa als „Halle“ im Stil eines altgermanischen Fürstensitzes gedacht. Der Jägerhof paßte zweifellos in seiner herben, einfachen Art ausgezeichnet in die Landschaft. Alles Gekünstelte war vermieden. Das Baumaterial bestand ausschließlich aus heimischen Produkten: behauene Findlingssteine als Sockel, Fichtenstämme aus der Rominter Heide als Wände, Ried von ostpreußischen Seen als Dach, Schmiedeeisen als Tür- und Fensterbeschläge und grobes, buntbedrucktes Leinen als Vorhänge. Sehr geschickt war das Problem der Türen gelöst; sie waren mit unauffälliger Farbe gestrichen und dann in Kammzugtechnik bemalt mit Jagdmotiven, stilisierten Tieren und Ornamenten. Zum Teil waren die Räume innen mit Holz verschalt, wobei durch moderne Holzbearbeitungsverfahren sehr gute Wirkungen erzielt worden waren. So gab es ein Zimmer mit „gebürsteter naturfarbener Fichte“, eines mit „gebeiztem Eichenfurnier“, mit „Ulmen-“ und „Eschenfurnier“; teilweise waren die Tragbalken mit der Lötlampe gebrannt, wodurch eine aus-



Jagdhaus und Hubertus-Kapelle



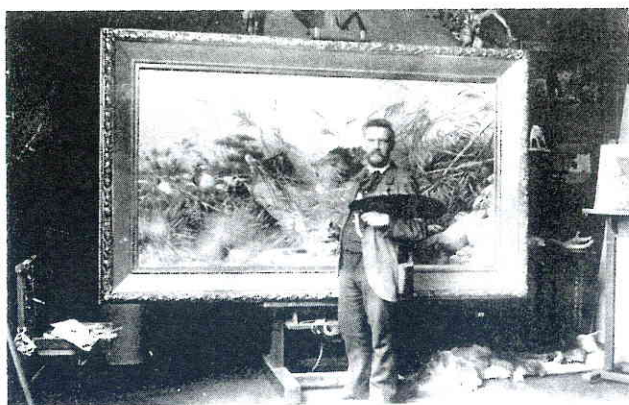
Hubertus-Kapelle mit Hirschdenkmal

gezeichnete Maserwirkung hervorgerufen wurde. In der eigentlichen, hohen Halle, die als Eß- und Aufenthaltsraum diente, hingen kapitale Trophäen und mehrere große Gemälde Rominter Hirsche von der Meisterhand des bekannten Jagdmalers Löbenberg.“

Das sogenannte Forstmeisterhaus, das Bürohaus des Oberforstamtes Nassawen, das Oberförsterhaus in Jägersthal, die Einfahrtstore zur Rominter Heide, Jagdhütten und sogar die Fütterungen wiesen den „Jägerhofstil“ auf.

Neben dem architektonischen Können der Baumeister ist das mit dem Namen Rominten verbundene Schaffen zweier begnadeter Tiermaler hervorzuheben.

Professor Richard Friese hat als ständiger Gast Kaiser Wilhelm II. dem Rominter Hirsch in der Heimlichkeit noch urwüchsiger Wälder ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er hat fast alle Hirsche des Kaisers gezeichnet und von den stärksten große Ölgemälde geschaffen, die in ihren breiten goldenen Rahmen im Rominter Jagdhaus hingen.



Richard Friese

Der Rominter Hirsch und der Elch der ostpreußischen Hochmoore von der Künstlerhand Frieses wurden zu einem Begriff: „Die gute alte preußische Maltradition mit aller Treue und Hingabe an die gewissenhafte Kleinarbeit schlägt sich in dem Riesenfleiß peinlich genauer Vorstudien wider. Seine Werke zeichnen sich durch einen starken Naturalismus aus und gehören zu dem Besten, was die Jagdmalerei aufzuweisen hat.“ Auch als Bildhauer bewährte er sich. Von ihm stammt der neben der Hubertus-Kapelle in Bronze gegossene stärkste Hirsch, den sein oberster Jagdherr in Rominten geschossen hatte, ein Sechzehnder mit edlem Geweih. Auch die vier Hirschplastiken, die die Brücke über die Rominte schmückten, stammten von ihm. Zusammen mit Pallenberg hat er die in Haltung und Geweihnachbildung gut gelungenen Bronzen geschaffen.

Der Rominter Hirschmaler der Jahre 1933–1944 war Professor G. Löbenberg. Er hat eine ganze Reihe ausgezeichnete Hirschporträts geschaffen. Dabei ist es ihm in hervorragender Weise gelungen, das urige Wild mit der herben Rominter Landschaft zu einem harmonischen, miteinander verwobenen Ganzen wirkungsvoll zu vereinigen. Fünf seiner Gemälde, die sämtlich im „Jägerhof Rominten“ hingen, sind heute noch im Ostpreußischen Jagdmuseum in Lüneburg zu bewundern.



Hirschplastik von Prof. Friese (Hubertus-Kapelle)

Feisthirsche . . . leise!

Dicht hinter meinem Mann war ich und außerdem beleidigt. Bei der Anfahrt hatte er mir im Wagen zum hundertsten Male erklärt, warum Feisthirsche Feisthirsche heißen, daß sie in Rudeln zusammenstehen, sich den Pansen so voll wie möglich schlagen, genau wissen, wie träge sie dadurch werden, also doppelt heimlich und vorsichtig, besonders ihrem Erzfeind, dem Menschen, gegenüber sein müssen, daß sie . . . usw. usw., ich konnte das Feisthirschen-Kapitel nun nachgerade auswendig.

„Es ist so wichtig für den Jäger, weißt du“, ging es noch beim Lospürschen weiter, „daß der Jäger die Feisthirschrudel in seinem Revier kennt, er hofft den einen oder anderen Hirsch später in der Brunft wiederzuentdecken. Also, noch leiser, noch vorsichtiger, noch aufmerksamer. Das Rudel steht tagsüber dort drüben in der Dickung oberhalb der Rominter-Wiesen, abends ziehen sie herunter. Wir werden also versuchen, in den Schirm am Ginsterweg zu kommen, der in die Wiesen ausläuft, dann müßten wir sie auf etwa 50 Meter sehen, wenn alles klappt.“

Ja, wenn! Bevor wir selbigen Schirm erreicht hatten, blieb mein Mann ruckartig am Hang stehen. Derartig schmerzhaft Unterbrechungen beim gemeinsamen Pürschen kannte ich schon, der Kolben seiner Büchse bohrte sich mir dann in die Weichteile, was ich auszuhalten hatte. Er nahm sein Glas hoch und stierte lange und ausgiebig Richtung Wiesen.

Ich wurde ungeduldig, konnte ich doch brav hinter ihm postiert, nichts sehen, also zupfte ich ihn vorsichtig am Rock: „Was is?“

Er zog mich neben sich und flüsterte: „Weiß nich, was er hat . . . scheint auf jeden Fall schwerkrank zu sein.“

Jetzt sah ich den Bock auch, er stand auf unserer Seite an der Rominte, das Haupt tief gesenkt, als wolle er sein Spiegelbild im Wasser betrachten. Von Zeit zu Zeit wehrte er durch langsames Hin und Her des Hauptes die Fliegen ab, er war erschreckend abgekommen, die Decke grau, zerzaust und stumpf.

„Auf jeden Fall sind's keine Rachenbremsen, wie sie jetzt beim Rehwild umgehen“, überlegte der Meine, „werde versuchen, einen sicheren Schuß anzubringen, nicht ganz einfach.“ Er strich an einer Fichte an, zielte lange, ein wenig zu lange, der Bock zog plötzlich zwar langsam, aber stetig weiter ins Wasser. Nun konnten wir auch sehen, daß der rechte Vorderlauf schlenkerte. Päng! Der Bock ruckte im Schuß zusammen, knickte vorne ein, wurde aber sofort wieder hoch und schleppte sich mühsam weiter hinein in die Rominte. Jetzt hatte er das jenseitige Ufer beinahe erreicht, versuchte noch die Böschung hochzukommen und brach zusammen.

„Mahlzeit“, zischte mein Mann, „das ist genau das, was ich nicht wollte. Na ja, hilft nichts, ich muß ihn holen. Wenn ich mich sehr beeile, du dich leise verhältst, wir den Bock hier fortschleifen und erst oben am Wagen aufbrechen, kann es sein, daß wir das Rudel nicht vergrämt haben. Es ist noch früh am Abend, der Wind gut und die Dichtung hundert Meter entfernt.“

Damit fing er an, sich zu entblättern, Stiefel, Strümpfe, Hose, Unterhose wurden mir übergeben, die Flußdurchquerung begann.

Die Rominte schien an der Stelle tiefer und reißender, als wir von oben vermutet hatten, auf jeden Fall hatte mein Mann Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Die Büchse, die er krampfhaft über dem Kopf hielt, kam des öfteren in bedrohliche Nähe der Wasseroberfläche. Sein Hut rutschte ihm ins Genick, dazu umwaberte eine lebendige graue, sehr angriffslustige Mückenwolke seinen von der Abendsonne rosarot beschienenen Spiegel . . . und irgendwo in einem Weidenbusch keckerte höhnisch ein Eichelhäher.

Da war's geschehen! Sämtliche Feisthirsche im allgemeinen und besonderen waren vergessen, die Ermahnungen meines Jägersmannes beiseite geschoben: ich lachte, lachte, lachte, daß es durch viele Jagen schallte.

Empört drehte sich mein Mann um, machte mir Zeichen, doch um Gottes Willen . . . sein Hut fiel ins Wasser. Er konnte ihn gerade noch erwischen, das schlug Wellen, irritierte den Mückenschwarm, der sich etwas von seinem Hinterteil entfernte, der Eichelhäher verstummte, nicht aber ich, das Eheweib. Im Gegenteil, mir kullerten langsam die Tränen über die Wangen vor Lachen.

Drüben angekommen, näherte sich mein Mann vorsichtig dem Bock, aber er war verendet. Sofort begann er, das Stück hinter sich herschleifend, den Rückweg durch die Rominte. Je näher er kam, desto mulmiger wurde es mir, und ich machte mich auf ein heiliges Donnerwetter gefaßt. Als er den Fluten entstieg, hatte ich noch einmal mit dem Lachen zu kämpfen, um sein Hinterteil hatte sich allerlei Grünzeug gerankt, Neptun war nichts dagegen.

„Was hat er denn?“, versuchte ich mich zaghaft zu erkundigen. Keine Antwort, o je! Aber jetzt konnte ich es selber sehen. Der rechte Vorderlauf war gebrochen und vollständig offen, die Sehnen von Eiter zerfressen, der blanke Knochen stand quer. Ob das von einer Wildererschlinge kam, oder war es ein nicht verheilter Schuß? Ich wagte keine weiteren Fragen zu stellen, als ich in das bitterböse Gesicht meines Eheliebsten sah.

„Los anfassen“, war alles, was ich zu hören bekam, wir trugen den Bock miteinander zum Weg, auf dem unser Wagen stand. Dort angekommen, zwängte mein Mann sein von Mücken total zerstrochenes Hinterquartier wieder in die Hosen.

Fertig angezogen kommandierte er kurz: „Läufe halten“, und begann mit dem Aufbrechen. Sein Schuß saß notgedrungen mitten drauf, es wurde also kein sauberes Arbeiten, aber ich hielt tapfer durch, nur ihn jetzt nicht erneut reizen.

Plötzlich stand, wie aus dem Boden gewachsen, der zuständige Revierförster bei uns: „Waidmannsheil, Herr Forstmeister, war im Jagen X beim Auszeichnen, hörte den Schuß, wollte bloß mal sehen, ob ich was helfen kann. Aber das macht ihre Gattin ja schon tadellos.“

„O ja“, murmelte der Meine und warf mir einen langen Blick zu, „sie macht alles tadellos! Der Bock stand unten an der Rominte, schwerkrank, schauen sie mal. Sieht nicht nach alter Schußverletzung aus, müssen mal die Augen offen halten. Zu dumm, ausgerechnet beim Einstand der Feisthirsche. Na ja, die sind ja jetzt sowieso . . .“ Wieder ein böser Blick zu mir hin.



„Fürst“. Rominter Hirsch, erlegt 1938, 207,2 Nadler-Punkte. Nach einem Gemälde von Prof. G. Löbenberg

„Irrtum Herr Forstmeister, da sind die Feisthirsche nicht mehr, die Kreten haben sich vor'n paar Tagen umgestellt, stehen jetzt drüben beim Eugen (Nachbarförster) am Wildacker, er hat sie vorgestern und auch gestern abend gesehen.“ Vorsichtig linste ich zu meinem Mann hinüber, langsam breitete sich ein kleines Lächeln auf seinem Gesicht aus.

Während die beiden Herren den aufgebrochenen Bock in den Kofferraum unseres Autos wuchteten, setzte ich mich neben den Wagen in den Graben und überlegte, wem ich nun eigentlich dankbarer zu sein hatte, der lieblichen Göttin Fortuna oder dem ehrwürdigen Schutzpatron der Jagd, der den feisten Hirschen in die Lauscher geblüht hatte, sie sollten lieber einen Eistanzwechsel vornehmen, weil ein lachfrohes Weibsstück kommen und ihnen die Ruhe an den Rominte-Wiesen vermässeln würde.

Heinke Frevert

(Aus: „Wild und Hund“ 10 vom 4. August 1974,
Verlag Paul Parey, Hamburg und Berlin)

Heitere Seiten des Waidwerks

Der traurige Jagdhund

Ein Förster hat einem Jäger aus der Stadt einen abgerichteten Jagdhund verkauft. Nach geraumer Zeit erscheint der Käufer mit seinem vierbeinigen Begleiter noch einmal auf dem Hof der Försterei.

„Was kann man bloß dagegen tun“, fragt er den Förster, „immer wenn ich den Hund auf die Pirsch mitnehme, hat er Tränen in den Augen?“

Antwortet der Grünrock: „Ei, versuchen Sie doch mal, nicht so schlecht zu schießen.“

Altweibersommer

Der alte Kallweit zeichnet sich durch besondere Höflichkeit aus, und außerdem sitzt ihm der Schalk im Nacken.

An einem herrlichen Herbsttag bringt er die Frau des Forstmeisters mit dem Jagdwagen zum Bahnhof. Überall fliegen die Fäden des Altweibersommers. Da dreht er sich auf seinem Kutschbock um und sagt freundlich lächelnd: „In dissem Joahr hebbe wi dem ole-gnädje-Fru-Sommer schon sehr fröh!“

Mundharmonikas

An einem masurischen See sieht ein Berliner Urlauber an einer Holzablage zu, wie sich ein Waldarbeiter mit langen Holzstämmen herumplagt. Und schon ist er dabei, ihm mit schnellem Redefluß allerlei Ratschläge zu geben. Schließlich meint er, die Stämme seien viel zu lang, es wäre doch viel praktischer, sie in der Mitte durchzusägen.

„Nei, nei, die müssen schon so bleiben“, brummt der Waldarbeiter.

„Na, wieso denn? Det is doch jarnich nötig.“

„Doch, doch“, antwortet der Ostpreuße, „dat giwt Mundharmonikas für die Berliner.“

Eine Grüne Anekdote aus Rominten

Kaiser Wilhelm II. befand sich mit dem Revierverwalter des Forstamtes Szittkehmen, Forstmeister Freiherr von Nordenflycht, auf einer Pirschfahrt durch die Rominter Heide. Auf der Rominte-Brücke bemerkte der Kaiser im Fluß einen stehenden Hecht. Als der Hecht nach dem Schuß, Bauchseite nach oben, abtrieb, sprang der begleitende Königl. Preuß. Forstreferendar Freiherr Speck von Sternburg in voller Uniform mit Hirschfänger in einem Hechtsprung vom Bock des Pirschwagens über das Brückengeländer in die hochgehende Rominte, apportierte schwimmend den wild um sich schnappenden Hecht und überreichte ihn dem Allerhöchsten Jagdherrn.

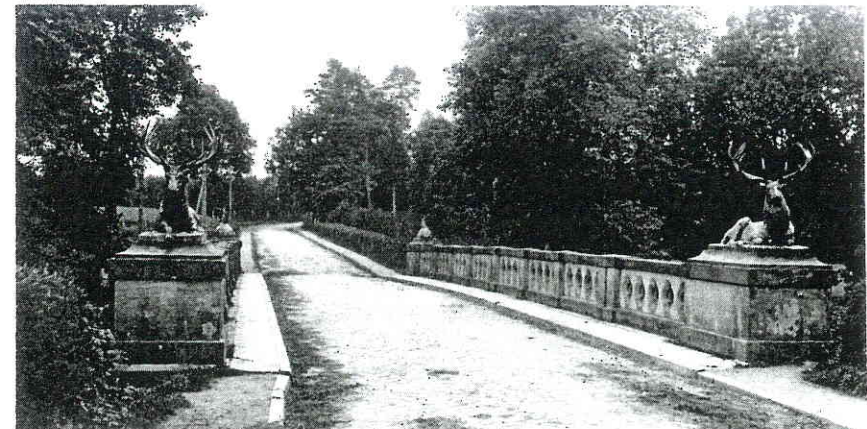
Auf die Frage des Kaisers, warum der Forstreferendar dem Hecht nachgesprungen sei, das hätte er – der Kaiser – doch gar nicht gewünscht, antwortete schlagfertig Speck von Sternburg: „Ich habe Ew. Majestät den Fahneneid geschworen, nicht nur 'zu Lande', sondern auch 'zu Wasser' alleruntertänigster Diener zu sein.“

Der Kaiser, den das Bravourstück und die Schlagfertigkeit beeindruckten, sagte dem Forstreferendar die sofortige Ernennung zum Forstmeister und Revierverwalter von einem der vier Rominter Forstämter zu.

Der als Original bekannte damalige Preuß. Landwirtschaftsminister von Podbielski widersprach der Ernennung: „Der junge Herr soll erst sein Assessorexamen machen. Wenn Euer Majestät jedoch auf die sofortige Ernennung bestehen, müssen Majestät auf meine weiteren Dienste verzichten.“

Der Kaiser gab nach. Jedoch bald nach dem Examen wurde der Forstassessor Freiherr Speck von Sternburg zum Revierverwalter des Rominter Forstamtes Szittkehmen ernannt.

Ein Finger des Forstreferendars, den der Hecht beim Greifen zerbissen hatte, mußte abgenommen werden. Bei guter Laune pflegte der spätere Forstmeister Freiherr Speck von Sternburg aus dem Gewehrschrank eine mit Spiritus gefüllte Flasche hervorzuholen und zu zeigen, in der der amputierte Finger konserviert war.



Kaiserbrücke mit Hirschplastiken von Prof. Friesse

Oberforstamt Rominter Heide

Am 1. April 1938 wurde die Rominter Heide zum Staatsjagdrevier erklärt und als Oberforstmeisterbezirk mit der amtlichen Bezeichnung Oberforstamt Rominter Heide mit Dienstsitz in Nassawen aus der allgemeinen Forstverwaltung herausgelöst und dem Reichsjagdamt in Berlin unmittelbar unterstellt.

Leiter des Oberforstamtes war Oberforstmeister Frevert, der gleichzeitig die Dienstgeschäfte des Forstamtes Nassawen weiterführte. Als Assistent stand ihm Forstassessor Clauditz zur Seite. Das Büro wurde geleitet von Oberförster i. G. Lopsien (1938 bis 1939/40) und Oberförster i. G. Großmann (1940–1943).

Zum Oberforstamt Rominter Heide gehörten im Jahre 1944 nachstehend aufgeführte Forstämter und Revierförstereien:

Forstamt Nassawen

Die Gesamtgröße des Forstamtes Nassawen betrug 6721 ha (Holzboden: 5884 ha).

Leiter: Oberforstmeister Walter Frevert (ab 1936)

Forstamtsassistent: Forstassessor Bernhardt

Büroleiter: Revierförster i. G. Lamprecht (ab 1939)

Revierförsterei Nassawen: Revierförster Glashagen
Revierförsterei Jägersthal: Revierförster Müller
Revierförsterei Schanzenort (Schwentischken): Revierförster Hennig
Revierförsterei Albrechtsrode (Kuiken): Revierförster Hübner
Revierförsterei Pellkauen (Pellkawen): Revierförster Meschonatz
Revierförsterei Reiff: Revierförster Neureuter
Hilfsförsterei Schenkenhagen (Szinkuhnen): Wohnung der Büroangestellten des Oberforstamtes

Forstamt Barckhausen (Warnen)

Die Gesamtgröße des Forstamtes Barckhausen betrug 5684 ha (Holzboden: 5354 ha).

Leiter: Forstmeister Barckhausen (1934–1939). Er fiel 1939 vor Warschau.

Ihm zu Ehren erhielt das Forstamt Warnen seinen Namen.

Forstmeister Hohn ab 1. Oktober 1941

Büroleiter: Revierförster i. G. Kellner

Revierförsterei Eichkamp (Schakummen): Revierförster Romanofsky
Revierförsterei Fuchsweg: Revierförster Ewert
Revierförsterei Jagdbude: Revierförster Borkowski
Revierförsterei Schönheide (Iszlaudszien): Revierförster Hellwig, Ernst
Revierförsterei Schelden (Szeldkehmen): Revierförster Titel
Revierförsterei Steinheide (Roponatschen): Revierförster Steiner

Forstamt Rominten

Die Gesamtgröße des Forstamtes Rominten betrug 6804 ha (Holzboden: 6292 ha).

Leiter: Forstmeister Bluth (1936–1939) Forstmeister Micke (ab 1. 10. 1939)

Büroleiter: Revierförster i. G. Westphal

Revierförsterei Holzeck (Mittel-Jodupp): Revierförster Tischendorf
Revierförsterei Schwarzbach (Klein-Jodupp): Revierförster Zietlow
Revierförsterei Elsgrund (Budweitschen): Revierförster Knoefel
Revierförsterei Spechtsboden (Schuiken): Revierförster Hellwig, Paul
Revierförsterei Jarkenthal (Jörkischken): Revierförster Dunger
Revierförsterei Heidensee (Schillinnen): Revierförster Rodenwald, Karl
Revierförsterei Hirschthal: Revierförster Krause

Forstamt Wehrkirchen (Szittkehmen)

Die Gesamtgröße des Forstamtes Wehrkirchen betrug 5810 ha (Holzboden: 4905 ha).

Leiter: Forstmeister von Oppen

Büroleiter: Revierförster i. G. Grossmann

Revierförsterei Wehrkirchen (Szittkehmen): Oberförster Roegler
Revierförsterei Unterfelde (Gollubien): Revierförster Ross
Revierförsterei Binnenwalde: Revierförster Heym
Revierförsterei Wildwinkel (Blindischken): Revierförster Ziebell
Revierförsterei Kausch (Bludszien): Revierförster Weinreis
Revierförsterei Teerbude: Forstamtmann Rodenwald, Kurt
Revierförsterei Zapfengrund (Dagutschen): Revierförster Wagner
Hilfsförsterei Markauen (Markawen): unbesetzt
Hilfsförsterei Schneegrund (Blindgallen): Förster Schröder
Hilfsförsterei Bibergraben (Forellenzuchtanstalt): Forstschutzgehilfe Bolk

Die Gesamtgröße der vier Forstämter der Rominter Heide betrug rd. 25 000 ha, davon waren rd. 24 000 ha eingegattert. An Schutzjagden waren rd. 10 000 ha angepachtet, so daß der gesamte Jagdbezirk über 35 000 ha groß war.

Abschließend sei erwähnt, daß im Jahre 1939 als 5. Forstamt das Forstamt Adlersfelde eingerichtet wurde, das außerhalb des Gatters im Osten der Heide gelegen war und von Forstmeister Lopsien geleitet wurde.

Die Brüder Skowronnek – Künder ihrer Heimat

Die Brüder Skowronnek kamen aus der Stille ostpreußischer Wälder. Im Forsthaus Schuiken (Spechtsboden) in der Rominter Heide erblickten sie das Licht der Welt, Fritz am 20. August 1858 (gest. 1939), Richard am 12. März 1862 (gest. 1932). Und in diesen ausgedehnten Wäldern ihrer masurischen Heimat verlebten sie auch ihre Kindheit.

Hier empfingen sie die Wurzeln, aus denen sie Kraft schöpften für ihre Romane, Erzählungen, Natur- und Jagdschilderungen. Ihr schriftstellerisches Wirken war weitgehend bestimmt durch das tiefe Erleben ihrer ostpreußischen Heimat mit ihren rauschenden Wäldern, den glitzernden blauen Seen und den Menschen in ihrer ursprünglichen Einfachheit.

Nach dem Besuch des Lycker Gymnasiums studierten sie an der Albertina. Richard Skowronnek wurde Journalist. Er schrieb mehrere Romane, in denen er das vielfältige Bild der masurischen Landschaft mit satten Farben darstellte und den von Natur aus gutmütigen, fleißigen und bescheidenen Menschen dieses weiträumigen Landes, in das die Segnungen der Zivilisation erst spät vordrangen, mit realistischen Strichen zeichnete. Sein mit Humor und Herzenswärme geschriebener Roman „Die Sporck'schen Jäger“, in dem er ein Zeitbild aus dem Soldaten- und Jägerleben einer kleinen Garnison in Masuren entwirft, wurde mehrfach verfilmt. Millionenauflagen erreichte seine Romantriologie, die den Russeneinfall 1914 in Ostpreußen in den Mittelpunkt des Geschehens stellte.

Fritz Skowronnek, von seinem Bruder inspiriert, ebenfalls zur Feder zu greifen, arbeitete zunächst als Redakteur in Berlin und Breslau, bevor er sich als Schriftsteller in Berlin niederließ. Auch ihm gelang es, in seinen Romanen, von denen „Du mein Masuren“ besonders bekanntgeworden ist, die unverwechselbare Atmosphäre seiner masurischen Heimat meisterhaft einzufangen. Seine eigentliche Stärke lag jedoch in seinen Jagdgeschichten. Unübertroffen erzählt der scharfe Beobachter von den Sorgen und Nöten der heimischen Dorfbewohner, beschreibt der passionierte Jäger und Angler humorvoll Treibjagden auf Sauen, fesselnde Entenjagden und den Fischfang auf den masurischen Seen.

Zeit ihres Lebens hat das Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen die beliebten Volksschriftsteller nicht losgelassen. Ihre Werke, die sie dem einzigartigen Land gewidmet haben, werden davon künden.

Ein Eisenbahner berichtet

Der Bahnhof Kuiken (Albrechtsrode), an den ich im Juni 1944 als Vorsteher versetzt wurde, lag an der Bahnlinie Gumbinnen–Szittkehmen–Goldap, am Nordrand der Rominter Heide. Getreide, Kartoffeln, Rüben und die Wiesen, alles versprach eine reichliche Ernte. Die Bauern gingen friedlich ihrer Arbeit nach. Je näher der Herbst heranrückte, desto hoffnungsloser wurde die Lage im ostpreußischen Grenzland. Bei der Eisenbahn gab es viel zu tun. Nachschubzüge kamen aus dem Landesinnern, Lazarettzüge führten in Richtung Westen. Lebensmittel und Munition wurden aus den Zügen entladen und mit Lastkraftwagen zur Front weiterbefördert. In den ersten Oktobertagen hörte man den Geschützdonner immer näher kommen. Russische Tiefflieger kamen oft, störten den Betrieb bei der Bahn und die Arbeit der Bauern auf dem Felde. Viele mußten ihr Leben hingeben oder wurden verwundet.

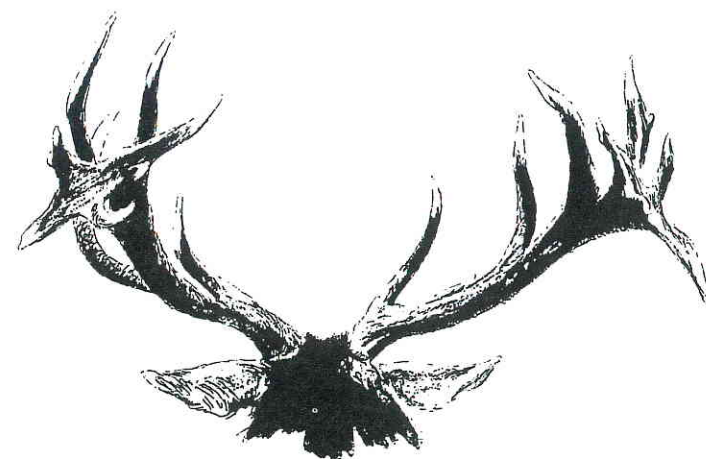
Die Rominter Heide zeigte sich für uns zum letzten Male im Herbstschmuck. Die meisten Frauen und Kinder wurden in Sicherheit gebracht; auch meine Familie. Wir Eisenbahner standen mit den noch im Grenzgebiet verbliebenen Männern allein da. Eine

ungewohnte Stille herrschte. Man hätte annehmen können, es sei der tiefste Frieden im Lande. Aber nach dem 15. Oktober wurde es sehr unruhig. Die ersten Trecks mit Flüchtlingen aus Litauen kamen durch unser Gebiet. Seit Tagen erschienen mehr Soldaten in der Umgebung. Der öffentliche Zugverkehr war stark eingeschränkt.

Am 18. Oktober vormittags fuhr ich mit dem Fahrrad nach Matzutkehmen (Wellenhausen) am Wystiter See, um vom Schuhmacher meine Schuhe zu holen. Ich traf niemand mehr an. Viele Gehöfte waren schon verlassen. Am Nachmittag, als meine Spätschicht begann, trübte sich der Himmel ein. Dunkle Wolken zogen auf. Viele Flüchtlinge mit dem notwendigsten Hab und Gut fuhren am Bahnhof vorbei in Richtung Damerau–Birkenmühle. Vom vorgesetzten Amt in Goldap erhielt ich die Nachricht, daß noch ein Räumungszug verkehren solle, über Dubeningken–Schneegrund–Wehrkirchen nach Tollmingen, um das Gepäck der Flüchtlinge in Sicherheit zu bringen. Er kam nicht mehr. Um 15 Uhr bestand auch keine Fernsprechanlage mehr mit dem Betriebsamt. Der letzte fahrplanmäßige Personenzug war in den Morgenstunden nach Gumbinnen gefahren. Nach schweren Rückzugskämpfen standen unsere Soldaten enttäuscht und entkräftet an den Grenzpfählen unseres Heimatlandes. Gegen 17 Uhr mußten wir Eisenbahner auf Anordnung der Wehrmacht dieses hart an der Grenze gelegene Gebiet räumen. Dieser plötzliche Aufbruch fiel uns sehr, sehr schwer. Es war meine letzte Fahrt mit dem Fahrrad an den Nordrand der Rominter Heide. Wir fuhren über Damerau, Dürrfelde, Kalkhöfen, Nassawen-Schwentischken und Eichkamp nach Tollmingen. An diesem dunklen und stürmischen Oktoberabend schlug uns die Abschiedsstunde.

Werner K.

(Aus: „Die letzten Stunden daheim“, mit freundlicher Genehmigung der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft e. V., 2000 Hamburg 13, Postfach 8327)



Studie von Richard Frieze

Einzigartige Sammlung ostpreußischen Kulturgutes

Das in weiten Partien erhaltene spätmittelalterliche bis früh-neuzeitliche Stadtbild Lüneburgs wird in besonderem Maße geprägt durch eine Vielzahl von Backsteinbauten. Die roten Kirchen mit ihren Schätzen gotischer Malerei und Schnitzkunst, das Rathaus mit einer Fülle von kunst- und kulturgeschichtlichen Kostbarkeiten, die malerischen Straßen, die Patrizierhäuser mit gotischen Spitztürmen und Staffelgiebeln, dazu der weiträumige Naturschutzpark Lüneburger Heide, das große Waldgebiet der Görde und die Elblandschaft, das alles verbreitet eine Atmosphäre, die große Ähnlichkeit mit Ostpreußen hat. Welche Stadt wäre da wohl besser geeignet, das Ostpreußische Jagdmuseum zu beherbergen.

Das Museum, in dem geräumigen alten Bürgerhaus Salzstraße 25–26 untergebracht, enthält umfangreiche Sammlungen, aus denen die Natur, die Landeskunde und die Geschichte Ostpreußens sprechen.

Hier gibt es auch einen Rominter Saal, der neben einem großen Elchgemälde des Jagdmalers Schatz und dem von Jagdmaler Laube geschaffenen Elchdiorama eine umfassende Schau aus Ostpreußens ältestem und weltbekanntem Jagdrevier Rominten birgt. Kapitale, vielendige Trophäen, Gemälde, Karten, Bilder, Fotos und andere Darstellungen geben Einblick in seine mehrhundertjährige Geschichte.

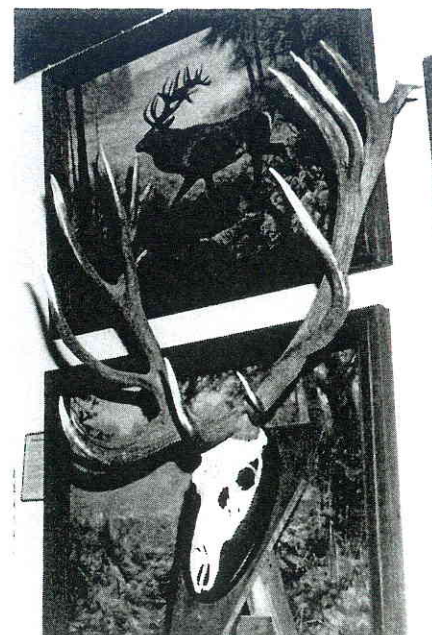


Blick in den Rominter Saal

Die von Professor G. Löbenberg geschaffenen Ölgemälde, die kapitale Rominter Hirsche darstellen („Einohr“, „Fürst“, „Matador“, „Großmächtiger von Schuiken“, „Raufbold“) und die sämtlich bis zur Vertreibung im Jägerhof in Rominten hingen, faszinieren ebenso wie die Schau kapitaler Geweihe, unter denen sich der „Brauchitsch-Hirsch“, der 1942 von Professor G. Gohrbandt im Forstamt Rominten gestreckte „Theoderich“ und der im gleichen Jahre von Oberstjägermeister Scherping im Forstamt Nassawen erlegte „Klumpenbalis“ befindet.

Das Ostpreußische Jagdmuseum beherbergt des weiteren ausgestopfte Elche, Wölfe, Luchse. Bilder stellen die Entwicklung des Trakehner Pferdes, der Vogelwarte Rossitten und der Ortelsburger Falknerei dar. Es ist ein Haus der Erinnerungen an den Deutschen Orden, die Adelsfamilien, die Güter, die traditionsreichen ostpreußischen Regimenter wie die Yorkschen Jäger oder die Wrangel-Kürassiere. Wir begegnen hier aber auch dem ostpreußischen Menschen, spüren seine Kraft, gewinnen Einblick in sein Leben, sein Wirken und seine Leistungen. Das Anschauungsmaterial wird ergänzt durch eine wertvolle Bibliothek.

Der Initiator des Museums, der viel zu früh abberufene Forstmeister Hans-Ludwig Loeffke, hat dem romantisch herben Land zwischen Kurischem Haff, den Masurischen Seen und dem Mündungsdelta der Weichsel ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das Ostpreußische Jagdmuseum legt Zeugnis ab über die Landes- und Kulturgeschichte Ostpreußens und die damit verbundene großartige deutsche Kulturleistung im Osten. Es enthält mehr als nur eine Sammlung von Erinnerungsstücken aus der Heimat. Durch seine Existenz trägt es dazu bei, daß Ostpreußen in dem Bewußtsein des deutschen Volkes erhalten bleibt.



Das Gemälde von Prof. G. Löbenberg zeigt „Einohr“, einen Rominter Hirsch, der 1934 erlegt wurde (199,4 Nadler-Punkte).

Das Geweih des ungeraden 18-Enders (Vordergrund) erhielt auf der Internationalen Jagdausstellung von 1954 in Düsseldorf die Goldmedaille (228 Punkte).

Es war der berühmte Rominter Hirsch „Theoderich“, der am 29. 9. 1942 im Forstamt Rominten erlegt wurde.

Nach zwei Jahren weiterer Hege wäre Theoderich zum Spitzenhirsch der Rominter Heide geworden.

Literaturverzeichnis

Frevert, Walter: Rominten, Bayerischer Landwirtschaftsverlag, Bonn-München-Wien, 1957

Hirschlagerbuch der Rominter Heide

Lukanus, August Hermann: Preußens uralter und heutiger Zustand 1748, Bd. I und II, in Kommission bei Thomas und Oppermann in Königsberg/Pr., Lötzen 1901 bis 1912 und Lötzen 1913

Mager, Friedrich. Der Wald in Altpreußen als Wirtschaftsraum, Bd. I, Böhlau Verlag, Köln-Graz, 1960

Mignat, Johannes: Der Kreis Goldap – Ein ostpreußisches Heimatbuch, Holzner Verlag, Würzburg, 1965

Mortensen, Hans und Gertrud: Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußens bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, in der Reihe: Deutschland und der Osten, Verlag von S. Hirzel, Leipzig, 1938

Scriptores rerum Prussicarum. Die Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit bis zum Untergang der Ordensherrschaft, hrsg. von Th. Hirsch, M. Toeppen und E. Strehlke, Bd. 1–5, Leipzig, 1861–1874

Wagner, Ruth Maria und Hans-Ulrich Stamm: Die letzten Stunden daheim, Ostpreußens Schicksal in schwerer Zeit, hrsg. von Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft e. V., 2000 Hamburg 13, Postfach 8327

Bildnachweis

Die Aufnahmen stellten zur Verfügung:

Archiv Landsmannschaft Ostpreußen: 4. Frevert: 2. Friese Nachlaß: 4. Ostpreußisches Jagdmuseum: 2. Raschdorf: 1. Schöning & Co. + Gebrüder Schmidt: 3. Tierbildarchiv GDT B. Arndt: 1. Tautorat: 6.

Der Verfasser dankt allen, die die vorliegende Arbeit in selbstloser Weise unterstützten. Insbesondere dankt er Heinke Frevert für ihre lebenswürdige Hilfe; ihr und dem Verlag Paul Parey sei auch gedankt für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck des in der Jagdzeitschrift „Wild und Hund“ erschienenen Aufsatzes „Feisthirsche ... leise!“. Der Verfasser ist Horst Albinus vom Ostpreußischen Jagdmuseum für sein Entgegenkommen besonders verbunden. Der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft e. V. gilt der Dank für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck des Berichtes „Ein Eisenbahner berichtet“.



An der Rominte

Foto Rückseite: Rominten. Nach einem Aquarell von Paul Schmolling.